This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

870
H143

870
H193

Ueber

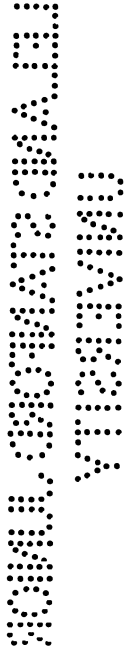
Litterarische Fälschungen.

Von

Dr. Hermann Hagen
ordentl. Professor der klassischen Philologie an der Universität Bern.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten



Vor wenigen Jahren* las man in den Zeitungen, daß aus der Stadtbibliothek von Perugia eine werthvolle Handschrift, Ciceros Werk über die Pflichten enthaltend, spurlos verschwunden sei und daß man für die Entdeckung des Diebes nicht weniger als 10000 Pesaro ausgesetzt habe. Kaum war dies verkündet worden, verbreitete sich die Nachricht von einem neuen Bücherraub: die in einer hervorragenden Bibliothek zu Rom als ein seltenes Kleinod aufbewahrten vier Pergamentblätter, auf welchen Amerigo Vespucci, Freund des Columbus und Namengeber des neuentdeckten Erdtheils, einen Bericht über die neue Welt niedergelegt hatte, waren plötzlich ebenfalls abhanden gekommen. Solche Attentate sind nicht erst in unseren Tagen verübt worden; fast jede bedeutende Schriften- und Bücherſammlung hat schon Aehnliches zu erleben gehabt, so auch die Berner, welche etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts die Handschrift eines alten Kommentars zu Ovids Ibis eingebüßt hat, sowie aus einem mit kunstvollen Miniaturen reichgeschmückten Manuskript eine Reihe von Initialen, welche ohne Rücksicht auf den umgebenden Text schnöde herausgeschnitten wurden.

Man sieht, hier war es nicht das blanke Gold und Silber oder das gleißende Edelgestein, das zum Diebstahl herausforderte,

* Dieser Vortrag wurde am 20. Januar 1886 im großen Kasinosaal zu Bern gehalten.

81531

sondern lauter Gegenstände geistigen Werthes, für welche sich nicht Jedermann mit gleicher Wärme interessirt, es seien denn Kenner, Sammler und etwa noch Händler. In den Reihen dieser Leute also sind vorzugsweise die Anstifter und Verüber solcher Veruntreuungen zu suchen, welche nachzuweisen um so schwieriger fällt, als sie von ihnen, weil gegen Objekte inkommensurabler Schätzung gerichtet, gar nicht als Schlechtigkeiten empfunden und daher noch mit einer gewissen Freude an der dabei zu beweisenden Raffinirtheit ins Werk gesetzt werden.

Doch den Bibliotheken und Sammlungen droht noch ein anderer, nicht minder gefährlicher Feind, welcher mit den nämlichen Waffen, theils erfinderischer Ueberlegenheit, theils sträflicher, dem Gedanken an eine schwere Versündigung nicht Raum gebender Unbefangenheit zu arbeiten versteht, die Fälschung nämlich, worüber ich die Ehre habe, heute einiges mittheilen zu dürfen.

Der Handschriftenfälscher figurirt bereits unter dem Personal unserer heutigen Romane und zwar gerade bei solchen Autoren, welche die Wirklichkeit des Lebens treu nachzubilden bemüht sind.

Der namentlich wegen des reizenden Bildes der Hamburger Schauspielerin Charlotte Ackermann von uns mit Recht verehrte Schriftsteller Otto Müller führt uns in seinem „Klosterhof" als Helden dieses Romans einen jungen Gelehrten vor, der, durch mancherlei trübe Erfahrungen verstimmt, in seiner hoffnungslosen Vergrämtheit nur noch den einen Gedanken hegt, sich durch eine unerhörte That an dieser unbarmherzigen Wissenschaft zu rächen, die ihm statt der sicher erhofften Rosen und Lorbeeren nur Dornen auf Dornen geboten. Zu dem Behuf stellte Konstantin mit unsäglicher Mühe und unter Aufwand der tiefsten Gelehrsamkeit eine angeblich im neunten Jahrhundert geschriebene griechische Handschrift her, welche den gründlichsten Vergleich mit den wirklichen Originalwerken aus jener Zeit nicht

zu scheuen brauchte und ein bisher ganz unbekanntes Werk, nämlich „Reisebriefe des Pythagoras“ enthielt. Sowohl in der Sprache, wie in der ganzen Auffassungs- und Anschauungsweise der darin behandelten wichtigen Gegenstände aus den dunklen Gebieten der Religion, Philosophie, Politik und Kultur, kurz des gesamten geistigen und materiellen Lebens der pythagoreischen Periode konnte dieses Buch ganz gut für das Werk eines damaligen Zeitgenossen gelten. Neben einer Reihe bereits durch andere Schriften bekannter und wohlbeglaubigter Thatsachen figurirten da auch mehrere ganz neue Züge und „überraschende Aufklärungen dieser und jener dunklen Stelle des Porphyrius und Jamblichus, des Aristoteles und Philolaus“.

Das Schriftchen wird gedruckt und findet überall große Anerkennung. „Kein Mensch ahnte bis jetzt eine Täuschung, am wenigsten eine absichtliche; einzelne Abweichungen vom dorischen Dialekte, einzelne Verstöße gegen Chronologie und Orthographie ließen sich auf Rechnung späterer Erklärer und Abschreiber setzen; in der Hauptsache war und blieb es ein Buch von unzweifelhaft wissenschaftlichem Gepräge, eine Antiquität, der die Zeugnisse und Urkunden aus jener altgriechischen Kulturperiode so unwiderlegbar zur Seite standen, daß die gelehrteste und scharfsinnigste Kritik, auch wenn sie bei dieser und jener Stelle stutzig wurde, am allerwenigsten den gelehrten Herausgeber dafür verantwortlich machen konnte. Hatte doch dieser selbst hier und da in den Anmerkungen einzelne Widersprüche des Textes nachgewiesen und mit Glück deren Erklärung oder muthmaßliche Ursache darzulegen versucht“.

Aber die Freude an diesem großartigen Erfolg dauert nicht lange: plötzlich erscheint eine vernichtende, alles aufdeckende Recension. Niemand freilich will an deren Ehrlichkeit glauben. Konstantins Freunde sitzen gerade beisammen und stoßen vergnügt an auf das Wohl des Entdeckers der pythagoreischen

Briefe, — da tritt dieser selbst ins Zimmer, ergreift das ihm freudig hingehaltene Glas und bringt den Trinkspruch aus: „Es lebe der redliche, unbekannte Mensch, der mich Schurken entlarvt und des großen Pythagoras Gedächtniß vor einem Fälscher geschützt hat.“ Nach diesen Worten bricht er zusammen, der Schlag hat ihn gerührt, in wenigen Stunden ist er eine Leiche.

Man erinnert sich unwillkürlich an ein ähnliches Motiv, das in dem ein paar Jahre später erschienenen, seiner Zeit mit einem sonst nur noch bei den Ebers'schen Produkten beobachteten Enthusiasmus von Alt und Jung und namentlich von den akademischen Kreisen entgegengenommenen Roman Gustav Freytags, der „verlorenen Handschrift“, zu finden ist, wo der menschenscheue, von der Welt zurückgesetzte Magister Knips den ehrlichen, aber ledernen und wenig scharfsichtigen Gemahl der „sapphischen Locke“, Herrn Professor Struwelius, durch ein selbstgefertigtes, angeblich altes Handschriftenstück hinters Licht führt und kläglich zu Falle bringt.

Aber das sind ja alles bloß dichterische Phantasiegebilde, hören wir sagen, welche der Wirklichkeit nicht entsprechen dürften. Und doch ist das Letztere nur zu sehr der Fall. Gerade die von Otto Müller erzählte Geschichte hat sich, einige auf Rechnung des Dichters zu setzende Aenderungen abgerechnet, in der That vor einigen fünfzig Jahren in Deutschland zugetragen. Es betrifft dies den von Wagenfeld aus einem angeblich in einem portugiesischen Kloster aufgefundenen griechischen Codex herausgegebenen uralten phönizischen Schriftsteller Sanchuniathon, von dem ein Werk über phönizische Geschichte in neun Büchern vorgelegt wurde. Die Ueberraschung in den gelehrten Kreisen war um so größer, als von diesem von den Alten mehrfach erwähnten und bald in die Regierung der Semiramis, bald in die Zeiten des trojanischen Krieges versetzten Autor durch die Vermittelung der eusebischen Schrift über die Vorbereitung zum

Studium des Evangeliums nur wenige Fragmente einer griechischen Uebersetzung bekannt gewesen waren, als deren Verfasser der unter Nero lebende Grammatiker Philon von Byblos genannt wird. Gerade diese philonische Uebersetzung wollte nun Wagenfeld in seiner Handschrift vollständig entdeckt haben. Aber es galt vorerst das Terrain zu sondiren, um dem Fund eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Daher begann Wagenfeld zunächst mit der Veröffentlichung eines Auszuges daraus, welcher, in deutscher Sprache verfaßt und mit einem empfehlenden Vorwort von dem berühmten Keilschriftenkenner Grotefend begleitet, im Jahre 1836 in Hannover erschien. Sofort knüpfte sich daran eine lebhafte Diskussion, an der sich neben Karl Ottfried Müller in Göttingen noch Benfey, Paulus und der bekannte Semitologe Movers betheiligten. Doch mußte vor einer endgültigen Entscheidung noch die Ausgabe selbst abgewartet werden. Diese erschien das Jahr darauf in Bremen, enthaltend den griechischen Text nebst einer lateinischen Uebersetzung, der noch im gleichen Jahre in Lübeck eine deutsche nachfolgte. Jetzt war mit einem Schlage die ganze Sache klar. Nebst sonstigen den schon vorher rege gewordenen Verdacht einer Fälschung unterstützenden Ungeheuerlichkeiten entdeckte man in dem griechischen Text, welchem Wagenfeld natürlich auch die Eusebiusexcerpte hatte einverleiben müssen, eine Anzahl von Fehlern, welche nur im gedruckten Eusebius und da als einfache Druckfehler zu lesen waren, die der Fälscher sorglos in sein Opus mit herübergenommen hatte. Damit war die Fälschung unwiderleglich nachgewiesen und die Streitfrage erledigt.

Ein ähnlicher Fall ist noch in der neuesten Zeit, vor achtzehn Jahren passirt. Ende Juni 1871 schrieb der bekannte Aegyptologe Heinrich Brugsch Bey aus Kairo an Georg Ebers nach Leipzig, man habe in jüngster Zeit in Aegypten eine sehr alte, in Uncialen geschriebene Handschrift der Perser des Aeschylos

entdeckt. Des Näheren hieß es, die Ueberschrift sei in Hufeisenform geschrieben und enthalte zugleich eine Angabe über die Aufstellung der Personen und des Chors auf der Bühne. Diese Ueberschrift laute: „Arkesilaos, des Aristomachos Sohn, (schenkt) dem Hippokleides, des Glaukon Sohn, die Perser, die siebente der siebenundachtzig Tragödien des Aeschylos, des Sohnes des Euphorion aus Eleusis. Die Personen des Stückes sind: Chor der Greise, Bote, Atossa, Xerxes, Schatten des Dareios, Chor." Auch trug das Manuskript nach Brugschs Bericht eine interessante Unterschrift in kursiven Schriftzügen des sechsten Jahrhunderts n. Chr., wie sie aus kaiserlichen Briefen jener Zeit bekannt sind, welche besagte: „Und dieses (Buch) der in der Stadt der Thessalonicenser befindlichen Bibliothek (schrieb) in der dritten Indiktion des Jahres 6078 der Garderobewächter (σκευοφύλαξ) Leontios", d. h. im Jahre 570 n. Chr.

Also eine Handschrift eines freilich sonst bekannten Stückes von Aeschylos aus dem letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts, während die älteste Aeschyloshandschrift, die wir noch besitzen, die Florentiner, erst aus dem elften Jahrhundert stammt. Welch' treffliche Hülfe ließ sich da für die Herstellung des bekanntlich stark verdorbenen Textes erwarten! Schon war man sich darüber einig, daß sich die Leipziger Bibliothek einen solchen Fund nicht entgehen lassen dürfe, doch sollte er zuerst noch durch einen Kenner geprüft werden. Dies übernahm der gefeierte Plautuskritiker Friedrich Ritschl, damals in Leipzig, der sich in früheren Jahren auch speziell mit Aeschylos beschäftigt hatte.

Zu dem Behuf fertigte Brugsch mit seinem Bruder eine genaue Durchzeichnung des ganzen Codex an und sandte dieselbe an Ritschl. Und was ergab sich? Da fiel schon das ganz und gar Ungewöhnliche der äußeren Gestalt der Handschrift auf: sie besteht aus fünf, sechzig Centimeter langen und neun Centimeter schmalen Streifen von dünnstem Pergament, die an ihrem

oberen Ende an einem Elfenbeincylinder befestigt sind und zwar so, daß man alle fünf Streifen bequem um diesen Cylinder rollen kann. Vier Streifen sind auf beiden Seiten beschrieben, der fünfte nur auf einer, in einer wunderschönen, aber sehr vergilbten Schrift, welche sich für Ueberschrift und Text als die nämliche herausstellte. Noch nie hatte man selbst bei den ältesten Manuskripten ein ähnliches Verfahren angetroffen.

Dann war es diese Ueberschrift, welche die schwersten Bedenken erregte: darin werden die Perser das siebente Stück von siebenundachtzig genannt. Zunächst stimmte die Zahl siebenundachtzig nicht zu den anderweitigen Ueberlieferungen, wonach die Lebensbeschreibung des Aeschylos von siebzig Stücken und Suidas von neunzig Stücken spricht. Doch konnte da ein genauerer, aus einer verloren gegangenen Quelle stammender Bericht vorliegen. Aber daß die Perser das siebente Stück genannt werden (wir haben bekanntlich gerade noch sieben Tragödien von Aeschylos), das war durchaus unbegreiflich: keine der erhaltenen Handschriften hat die Perser an siebenter Stelle, und nimmt man an, es hätten damals alle Stücke des Aeschylos noch existirt, so konnten die Perser nicht die siebente Stelle einnehmen, weder wenn die Anordnung alphabetisch, noch, wenn sie chronologisch war, denn im letzteren Falle müßte angenommen werden, Aeschylos hätte in den siebenundzwanzig Jahren nach seinem ersten dichterischen Auftreten nur sieben Stücke gedichtet, dagegen in den folgenden siebzehn Jahren nicht weniger als achtzig.

Nun schritt Ritschl zur Hauptsache, nämlich der Vergleichung des angeblich alten Textes mit der uns sonst bekannten Fassung. Da ergaben sich ganz merkwürdige Dinge. Nirgends ist eine Versabtheilung zu verspüren, alles ist, als ob's Prosa wäre, hintereinander geschrieben. Keine Scenen sind voneinander geschieden, selbst beim Wechsel der Personen findet keine Trennung statt. Dergleichen ist selbst bei den ältesten Handschriften unerhört.

Aber man fand noch mehr. Nirgends wird die vielfach verdorbene Ueberlieferung geheilt: es ist der landläufige Vulgattext mit ein paar Schreibfehlern, und zwar ist es der von Dindorf im Jahre 1827 besorgte Text, dem auch Wellauer gefolgt ist. Doch hat dieser an ein paar Stellen zuerst und allein ein paar Aenderungen von Gelehrten, darunter eine Ergänzung von Gottfried Hermann in den Text gesetzt, und diese — finden sich in der ägyptischen Handschrift. Also lag dem Fälscher die Wellauersche Ausgabe vor, ein Schluß, der zur Evidenz erhoben wird durch die Thatsache, daß von sämtlichen Ausgaben des Aeschylos, die wir kennen, einzig und allein die Wellauersche die Perser an siebenter Stelle bietet. Jetzt erklärte sich ohne Schwierigkeit jene merkwürdige Notiz in der Ueberschrift des ägyptischen Falsifikats: die siebente Tragödie des Aeschylos.

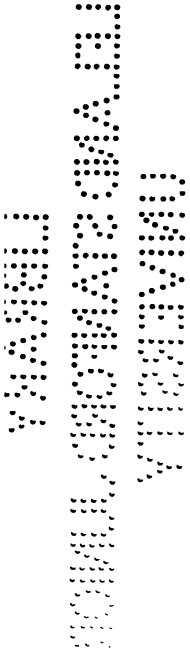
Ueber die Autorschaft dieser Fälschung sind wir nicht weiter unterrichtet, doch vermuthet Ritschl, daß der durch seine litterarischen Betrügereien zu trauriger Berühmtheit gelangte Grieche Simonides seine Hand im Spiel habe. Derselbe hatte bereits zu Anfang der sechziger Jahre eine Uranioshandschrift und zwar gleich einen Palimpsest im Schriftcharakter der Herkulanenser Papyrusrollen gefälscht, indem er sich dazu der einschlagenden Partien des Photius und des Stephanus von Byzanz bediente. Doch war der Betrug gleich 1863 durch Pertz, Ehrenberg und Dindorf und den Engländer John Murray aufgedeckt worden.

Man begreift leicht, welch' gewaltigen Schaden ein solcher Muthwille, wenn er nicht rechtzeitig und gründlich an den Pranger gestellt wird, in der Wissenschaft anrichten muß. Im Jahre 1726 erschien in Würzburg von Professor Behringer ein theurer Foliant mit zahlreichen Abbildungen von vorsündfluthlichen Versteinerungen von Spinneweben, sechsflügeligen Schmetterlingen, androgynen Urfröschen und anderen kostbaren Seltsamkeiten unter dem diesen Monstren entsprechenden Titel: Lithographiae Wirce-

burgensis ducentis lapidum figuratorum a potiore insectiformium prodigiosis imaginibus exornatae specimen cum multis figuris. Alle dieſe Dinge hatte Behringer unter Beihülfe ſeiner Schüler ſelbſt gefunden und ausgegraben. Aber noch während des Druckes wurde er inne, daß dieſelben ihn ſchändlich hintergangen hatten, indem ſie jene ſogenannten urweltlichen Verſteinerungen ſelber in Kalkſtein geritzt, gekritzt, das Ganze heimlich vergraben und dann im Beiſein ihres Lehrers frohlockend wieder aufgefunden hatten. Das Buch erſchien trotzdem, jedoch mit einem Anhang, in welchem der gute Mann mit blutendem Herzen Aufſchlüſſe zur Steuer der Wahrheit gab. Später jedoch wurden, ſoweit dies ging, die Abzüge zurückgezogen.

Solches wäre ſchon dazu angethan, gegenüber der früheren Zeit die Gegenwart mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auszuſtatten, wenn wir nur nicht neben verſchiedenem anderen unſer „Buch der Wilden" von Abbé Domenech hätten, das unter dem Second Empire beim Hofbuchdrucker der Kaiſerin am Anfange der ſechziger Jahre in koſtbarer Ausſtattung mit ſauber und fein ausgeführten Tafeln erſtellt wurde. Hatten bei den früher genannten Beiſpielen die Editoren ſelbſt wiſſentlich gefälſcht oder waren ſie die Opfer raffinirten Betrugs geworden, ſo haben wir es bei Abbé Domenech nur mit einer ins Unglaubliche gehenden Beſchränktheit zu thun. Das Sudelheft eines deutſchen Hinterwäldlerjungen, der in der elementarſten Weiſe ſein ſchmutziges Herz aufs Papier ſchmierte und Erläuterungen in deutſcher Sprache darüberſchrieb, erſchien hier in verſchwenderiſchem Pompe als das „Buch der Wilden", verſehen mit einem grundgelehrten Kommentare, in welchem dieſe Zeichnungen als Ausfluß der tiefſten kosmogoniſchen Offenbarungen der Indianer hochgeprieſen und eingehend erläutert wurden. Die deutſche Wiſſenſchaft hat ſofort das mit unendlichem Uebermuth in die Welt geſandte Werk mit dem gebührenden

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten



Vor wenigen Jahren* las man in den Zeitungen, daß aus der Stadtbibliothek von Perugia eine werthvolle Handschrift, Ciceros Werk über die Pflichten enthaltend, spurlos verschwunden sei und daß man für die Entdeckung des Diebes nicht weniger als 10000 Pesaro ausgesetzt habe. Kaum war dies verkündet worden, verbreitete sich die Nachricht von einem neuen Bücherraub: die in einer hervorragenden Bibliothek zu Rom als ein seltenes Kleinod aufbewahrten vier Pergamentblätter, auf welchen Amerigo Vespucci, Freund des Columbus und Namengeber des neuentdeckten Erdtheils, einen Bericht über die neue Welt niedergelegt hatte, waren plötzlich ebenfalls abhanden gekommen. Solche Attentate sind nicht erst in unseren Tagen verübt worden; fast jede bedeutende Schriften- und Bücherſammlung hat schon Aehnliches zu erleben gehabt, so auch die Berner, welche etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts die Handschrift eines alten Kommentars zu Ovids Ibis eingebüßt hat, sowie aus einem mit kunstvollen Miniaturen reichgeschmückten Manuskript eine Reihe von Initialen, welche ohne Rücksicht auf den umgebenden Text schnöde herausgeschnitten wurden.

Man sieht, hier war es nicht das blanke Gold und Silber oder das gleißende Edelgestein, das zum Diebstahl herausforderte,

* Dieser Vortrag wurde am 20. Januar 1886 im großen Kasinosaal zu Bern gehalten.

81531

Vergleicht man das, was sich von der griechischen und der römischen Litteratur noch erhalten hat, mit deren ursprünglichem Bestand, so ist der Verlust ein ganz ungeheurer, und es begreift sich eben so sehr die Freude über jeden neuen Fund, wie die Nothwendigkeit einer scharfen Untersuchung desselben, da sich unter diesen Umständen nur allzuleicht Betrügereien einstellen. Von Epikur, welcher dreihundert Bücher geschrieben haben soll, darunter eine Schrift über die Natur allein in siebenunddreißig Büchern, ist nur noch vorhanden: erstens die dürftigen Fragmente der Volumina Herculanensia und zweitens, Einiges bei Diogenes Laertius, bestehend in einer Sammlung von vierundvierzig Sätzen Epikurs, ein paar Briefen und seinem Testament. Verloren sind ferner sämtliche Schriften der älteren Stoiker Zenon, Kleanthes, Ariston, Persaeos, Herillos, Chrysippos, Antipatros von Tarsos, Antipatros von Tyros, Panaetios, Apollonios von Tyros, Poseidonios, Athenodoros. Dann alle Schriften der alten, mittleren und neueren Akademie, darunter die des Kleitomachos von Karthago aus dem dritten Jahrhundert n. Chr., die sich auf mehr als vierhundert Bücher beliefen. Weiter die ganze römische Dramatik mit Ausnahme von Plautus und Terenz und Seneka. Von vierundsiebzig Werken Varros mit sechshundertzwanzig Büchern haben wir nur noch die Schrift über den Landbau und ein Stück über die lateinische Sprache. Dies nur wenige Beispiele. Wenn wir uns nur auf das Erhaltene verlassen könnten! Aber ein Blick auf die spärlichen Reste der beiden Litteraturen lehrt uns darunter noch dazu eine große Menge zweifelhafter Produkte kennen: namentlich sind es die ältesten Perioden, die mit solchen reich gesegnet sind. Denn je weniger man von den litterarischen Studien einer Zeit wußte, um so bereitwilliger schritt man zur künstlichen Ergänzung dieser unbequemen Lücken, theilweise schon früh, doch im großen und ganzen in verhältnißmäßig später Zeit, wo der Mangel

an geordneter Kritik ein solches Verfahren nur begünstigen mußte.

Gleich an der Schwelle der griechischen Litteratur, um 1250 vor Christo, begegnen wir mehreren unter dem Namen des Orpheus umlaufenden Gedichten, deren Echtheit bereits das Alterthum mit Recht angezweifelt hat. Denn selbst die achtundachtzig Hymnen mit ihrem religiös-mystischen Inhalt, der relativ sicherste Bestandtheil der orphischen Muse, können in ihrer jetzigen Form nicht älter sein, als das sechste Jahrhundert. Ja, sie dürfen überhaupt nur insofern als orphisch bezeichnet werden, als sie vielleicht zum Theil orphische Lehren und orphische Religionssätze enthalten. Bei den Argonautica, einem den Zug der Argonauten nach Kolchis schildernden Epos, lassen sich Spuren der Ueberarbeitung gar bis ins vierte Jahrhundert nach Christo verfolgen, wie die merkwürdige Mischung älterer und neuerer Vorstellungen zeigt. Der gleichen Zeit gehören die epischen Gedichte über die Steine und über die Erderschütterungen an.

Nicht besser ist es dem Musäus, dem angeblichen Zeitgenossen des Orpheus ergangen. Das ihm früher zugeschriebene kleine Epos von der Liebe des Leander und der Hero ist jetzt, wie Inhalt, Metrik, Sprache und Geist des Gedichtes lehrt, einem ganz anderen Musäus zuertheilt worden, welcher im fünften Jahrhundert nach Christo lebte und der epischen Schule des Nonnos angehörte.

Ferner liegt uns eine große Sammlung Sibyllinischer Orakel aus angeblich ganz alter Zeit vor, doch finden sich darin eine Menge Anspielungen auf die christliche Religion und sonstige spätere Zustände, sogenannte Vaticinia ex post, denen es wenig hilft, daß ihnen die Namen des Olenos, Musäus, Teiresias, Bakis, der Manto und der Phemonoe vorgesetzt sind.

Ueberhaupt ist diese ganze Klasse von Litteratur fort-

währender Erweiterung ausgesetzt. So werden selbst noch de lykophronischen Kassandra aus der Alexandriner Zeit ar Schlusse Weissagungen in den Mund gelegt, welche viel später Zeiten zur Voraussetzung haben und nur als spätere Anhängse gefaßt werden können.

Auch die beiden homerischen Epen gehören in gewissen Sinne hierher, insofern sie als einheitliche Werke eines bestimmte Dichters überliefert werden, was sie nicht sind, und als z einer festgesetzten Zeit verfaßt, während verschiedene Altersstufe unterschieden werden können. Um von den vielen fremden Zu thaten und Ausschmückungen, von den häufigen, unpassend an gebrachten Wiederholungen zu schweigen, ist hier namentlich da Eindringen von hesiodischen Bestandtheilen zu betonen, wie i der Ilias der Schiffskatalog des zweiten Buchs und in de Odyssee der Frauenkatalog im elften Gesang, dessen hesiodische Ursprung durch die wichtige Stelle der Bernerscholien zu Vergil Georgica bezeugt wird. Noch weiter geht die Homerfrage, in dem sie die Richtschnur der poetischen Einheit an die beide großen Gedichte anlegt. Denn eine Einheit ist wohl da, abe wesentlich verschieden von jener Einheit, welche ein Produk poetischen Schaffens, ein Erzeugniß planvoller Kunst ist, welche Maßstab man deshalb wohl anlegen darf, weil die einzelne Stücke in meisterhafter Vollendung vorliegen. Uebrigens ist de uns heute gebotene Text lediglich eine Frucht alexandrinischer Fleißes und also nicht älter, als das dritte Jahrhundert vo Christo. Ganz abzutrennen ist der sonstige homerische Nachla der Hymnen, des Froschmäuslerkriegs und der kleineren Gedichte sowie mehrere der zahlreichen Biographien Homers, von dene fälschlich eine dem Vater Herodot und eine andere dem Plutarc zugeschrieben wird.

Auch die Werke Hesiods haben viele Veränderungen er fahren; von dem Schild des Herakles ist der größere Theil

welcher den Kampf zwiſchen Herakles und Kyknos enthält, ganz deutlich jüngeren Datums; der Zweikampf gar zwiſchen Homer und Heſiod iſt erſt in chriſtlicher Zeit entſtanden.

Unter dem Namen der Erinna, Sapphos Zeitgenoſſin, die alſo dem ſiebenten und ſechsten Jahrhundert angehört, iſt uns ein Hymnus auf die Herrſcher Roms überliefert, der nur aus römiſcher Zeit herrühren kann.

Auch die Moralſätze des Theognis, der in der Mitte des ſechsten Jahrhundert vor Chriſto lebte, beſitzen wir nur in einer ſpäteren Sammlung, deren ganz äußerliche Anordnung von ſelbſt zu vielen fremdartigen Erweiterungen einlud.

Der gleichen Epoche gehört Phokylides an: aber das ihm zugeſchriebene hexametriſche Lehrgedicht ſtammt aus chriſtlicher Zeit, ſo wie die goldenen Sprüche des Pythagoras erſt von einem ſpäteren Pythagoreer zuſammengeſtellt wurden. Pythagoras ſelbſt nämlich hat den beſten Zeugniſſen zufolge keine Schrift hinterlaſſen, und es erweiſen ſich daher die maſſenhaften Werke, welche ſeit dem erſten vorchriſtlichen Jahrhundert auf ſeinen Namen geſchrieben wurden, cirka ſechszig an der Zahl, als Studien der Angehörigen ſeiner Schule, von denen der Neuplatoniker Jamblich in ſeiner Lebensbeſchreibung des Pythagoras ausdrücklich bemerkt, es ſei als ein ſchönes Zeichen von Anhänglichkeit zu betrachten, daß die ſpäteren Pythagoreer ohne Anſpruch auf eigenen Ruhm ihre Entdeckungen und Schriften dem Stifter ihrer Schule beigelegt hätten. Freilich ſoll da Pythagoras auf einmal Dinge behauptet haben, welche erſt von Plato, Ariſtoteles oder den Stoikern ausgeſprochen wurden, aber das nahm man mit der größten Gemüthsruhe hin.

Auch von Aeſop iſt kaum eine der Fabeln in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhalten: überall treten uns darin Erweiterungen und Zuſätze mannigfachſter Art entgegen, was nicht zu verwundern, wenn man vernimmt, daß unſere heutigen Aeſop-

ſammlungen ſämtlich auf die im vierzehnten Jahrhundert erfolgte Bearbeitung des Byzantiners Maximus Planudes zurückgehen.

Dann iſt unecht von Empedokles das Gedicht über die Kugel und das Meiſte von Anakreon, das ſpäterer, ja zu großem Theil ganz ſpäter Zeit angehört und höchſtens als Bearbeitung und Nachahmung echter Lieder zu Anakreon in Beziehung ſteht; aber es iſt bezeichnend, daß in dieſer von Konſtantinos Kephalas im zehnten Jahrhundert veranſtalteten Sammlung gerade die ſonſt von antiken Autoren citirten Beiſpiele anakreontiſcher Poeſie ſämtlich fehlen.

Die griechiſchen Dramen hatten, ſo lange ſie noch im dionyſiſchen Wettkampf aufgeführt wurden, im ganzen weniger unter Verfälſchung zu leiden, obwohl der Gedanke des Redners Lykurgos, von Staats wegen ein Exemplar der drei Tragiker herzuſtellen und die Aufführung einer der Tragödien künftig von deſſen Benutzung abhängig zu machen, das bisherige Eindringen von allerlei Verderbniſſen vorausſetzt. Auch hat die von Dr. Oeri eingeführte, in vielen Fällen, z. B. in der Andromache des Euripides nicht abzuweiſende Reſponſionstheorie zur Entdeckung der offenkundigſten Interpolationen geführt. Namentlich werden gerne ähnlich klingende Stellen aus anderen Stücken der nämlichen oder auch anderer Dichter eingeſchoben: ſie verrathen ſich gewöhnlich dadurch, daß ſie doch nicht recht in den Zuſammenhang paſſen, auch dadurch, daß ſie etwas abgeändert ſind. Intereſſant iſt, wie Oeri dieſe Interpolationen erklärt: es ſind nicht ſolche von Schauſpielern, die ſich mit der faden Verwäſſerung, welche ſolche Erſatzſtücke meiſt kundgeben, nur ſelbſt geſchadet hätten, ſondern von Handſchriftenverkäufern, die den Ruhm, vollſtändigere Exemplare zu beſitzen, beanſpruchen und dadurch ihre Ausgaben preiswürdiger machen wollten. Doch trifft auch hier die Hauptſchuld die ſpätere Zeit. Sämtliche unter dem Namen des Theſpis gehenden Fragmente ſind er-

dichtet: hatte doch nach Diogenes Laertius noch der berühmte Schüler des Ariſtoteles, Heraklides Pontikus, ganze Tragödien, die er ſelber angefertigt, mit dem Namen des Thespis ausgeſtattet in Umlauf geſetzt. Doch der Betrüger erhielt ſeine verdiente Strafe, indem er durch einen anderen noch überliſtet wurde. Ein gewiſſer Dionyſios Metathemenos gab ein Stück Parthenopäos als ſophokleiſch heraus, und der gleiche Heraklides glaubte es ihm. Unter den euripideiſchen Stücken iſt das Fragment der Danae entſchieden zu ſtreichen, wie auch der ganze Rheſus, welcher einen untergeordneten Genius verräth.

Dazu kommen noch fünf Briefe des Euripides an den König Archelaos, an Sophokles und an Kephiſophon, deren Echtheit ſchon im Alterthum durch einen gewiſſen Apollonides in einer mindeſtens acht Bücher umfaſſenden Schrift „über erlogene Geſchichte“ energiſch angegriffen worden iſt. Derſelbe unterwarf eine Briefſammlung des Aratos der gleichen Cenſur und bezeichnete als Fälſcher einen Sabirius oder Rabirius Pollio. In der That enthalten jene Briefe eine wahre Blumenleſe von Abſurditäten und Gedankenleere. Namentlich können ſich die Briefe an Archelaos nicht oft genug in dem Gedanken ergehen, wie ſchön es ſei, wenn ein Fürſt ſo würdigen und achtbaren Männern, wie er, Euripides, einer ſei, Wohlthaten erweiſe; ja es heißt darin ſogar, wenn Archelaos einmal vom Thron geſtürzt werde, ſo werde ihm eines jedenfalls verbleiben, nämlich die Erinnerung an das erwieſene Gute. Oder es erzählt Euripides dem König, wie der Vater zweier pelläiſcher Jünglinge, deren Befreiung jener von ihm erwirkt, überall die Athener geprieſen habe, daß ſie ſo treffliche Bürger hätten, wie ihn, den Euripides nämlich! Dazu iſt die Sprache ein abſcheuliches Griechiſch, geſpreizt, dunkel, unmündig, die Verbindung der Gedanken unlogiſch, kurz in allem zeigt ſich das direkte Gegentheil von der wohlbekannten Redefluſſigkeit des Euripides.

Ueberhaupt steht die gesamte griechische Brieflitteratur auf bedenklich schwachen Füßen. Galt es doch bei den Sophisten und Redekünstlern als willkommene Stilübung, Reden oder Briefe im Namen eines großen Philosophen, Feldherrn, Staatsmannes u. s. w. ihre Schüler niederschreiben zu lassen und zwar mit der stehenden Einführung: „was würde N. N. unter diesen oder jenen Umständen sprechen oder gesprochen haben?“ Einen Wiederhall dieser Uebungen finden wir noch in den Heroiden des Ovid, wenn z. B. dieser selbst der Penelope einen Liebesbrief an den in der Ferne weilenden Odysseus in die Feder diktirt. Kein Wunder, wenn die Kritik diese Litteraturgattung scharf aufs Korn genommen hat.

Eine Musterleistung auf diesem Gebiet sind Richard Bentleys Untersuchungen über die Echtheit der Briefe des Phalaris, geschrieben gegen einen gläubigen Herausgeber derselben, Charles Boyle, in den neunziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Diese Briefe, deren Echtheit schon von Photius und unter den Neueren von Menagius, Angelus Politianus und Lilius Gyraldus angezweifelt worden, geben sich als eine Privatkorrespondenz des um 560 v. Chr. lebenden Tyrannen Phalaris von Agrigent auf Sizilien aus, sind aber, wie aus einer Menge historischer Schnitzer ersichtlich, erst in der nachchristlichen Zeit, etwa im vierten oder fünften Jahrhundert, angefertigt worden. So wird z. B. von Phalaris die Bewohnerschaft der Stadt Phintia erwähnt, welche erst zweihundertfünfzig Jahre nach ihm gegründet worden ist, ähnlich die Stadt Alása, die erst hundertvierzig Jahre nach Phalaris gebaut wurde. In einem Briefe verschenkt ferner Phalaris an seinen Arzt, der eine große Kur an ihm gemacht, zehn Paar therikleischer Gefäße, d. h. solcher Vasen, die nach einem Töpfer Therikles von Korinth benannt sind, welcher hundertzwanzig Jahre später als Phalaris lebte. Weiter erscheinen Zankle und Messana als zwei gleichzeitige, selbständige Städte, während in Wirklichkeit

Meſſana erſt an Stelle des zerſtörten Zankle gegründet ward und zwar in der Zeit des Xerxes, alſo wieder viel ſpäter als Phalaris. Dann werden Bürger von Tauromenium erwähnt, während dieſe früher Naxier hießen und erſt hundertſechzig Jahre nach Phalaris den Namen Taurometiten annahmen. Auch wird ſtets nach attiſchem Gelde gerechnet, obgleich auf Sizilien, wo dieſe Briefe geſchrieben ſein wollen, ein ganz anderer Münzfuß in Gebrauch war. Aehnlich ſteht es mit der Sprache, die nicht doriſch, ſondern wiederum attiſch iſt und ſich dabei einer Menge von Redewendungen bedient, die nachweislich erſt von ſpäteren Autoren zum erſtenmal in Umlauf geſetzt wurden. Kurz, es herrſcht nicht der mindeſte Zweifel mehr, daß wir es hier mit einer großartigen ſophiſtiſchen Fälſchung zu thun haben, deren Urſprung erſt etwa tauſend Jahre nach Phalaris' Zeit fällt, und die ſich zu allem, was bis dahin über Phalaris überliefert worden, in bewußte Oppoſition ſetzt.

Das Gleiche iſt von den Briefen des Themiſtokles und des Sokrates und ſeiner Schüler Xenophon, Ariſtipp, Simon, Phädrus u. ſ. w. zu ſagen. So heißt es in zweien dieſer Briefe (Nr. 13 u. 25), Phädrus habe den Sokrates überlebt, während nach Athenäus Plato den Fehler gegen die Chronologie begangen hat, daß er den Phädrus in dem gleichnamigen Dialog ſich mit Sokrates unterreden laſſe, obgleich dieſer unfehlbar vor den Tagen dieſes Philoſophen geſtorben ſein müſſe. In einem anderen Brief, der noch bei Lebzeiten des Sokrates geſchrieben ſein will, leſen wir, daß die Anklagerede gegen Sokrates von einem gewiſſen Polykrates verfaßt ſei; bei Iſokrates jedoch und Diogenes Laertius vernimmt man deutlich, daß jene Schrift einfach eine ſophiſtiſche Prunkrede war, welche nach Sokrates' Tode verfaßt wurde, da darin die Mauern des Konon erwähnt waren, ein Ereigniß, welches ſechs volle Jahre ſpäter fällt. Oder es wird an einer anderen Stelle eine Doppel-

heirath des Sokrates mit Myrto und Xanthippe angenommen, während wir aus Plutarch wissen, daß Panaetios hinlänglich die auf eine unterschobene Schrift des Aristoteles zurückgehende Meinung widerlegte, daß Sokrates zwei Frauen gehabt: weder Plato noch Xenophon noch Aristophanes haben die Myrto je erwähnt. Dazu kommen noch viele andere sprachliche und sachliche Absonderlichkeiten, welche ebenfalls Bentley aufgedeckt hat.

Nicht minder sind gefälscht die Briefe des Anacharsis, des Pythagoras und seiner Schule, des Platon, Isokrates, Demosthenes, Aeschines und Diogenes von Sinope.

Unecht ist ferner die Schrift des Herodot über Homer, das letzte Buch des Thukydides, mehreres von Xenophon, wie der Agesilaus, die Apologie des Sokrates, die Schriften über den Staat der Athener und Lakedämonier, über die Einkünfte und der Schluß der Kyropädie. Dann von dem Sophisten Gorgias die Lobreden auf Helena und Palamedes, mehrere Reden von Alkidamas, Antiphon, Lysias, Isokrates, Demosthenes.

Auch die philosophische Litteratur ist vielfach durch untergeschobene Schriften alterirt worden. Ein Werk des Pythagoreers Okellos von Lukanien, der um 500 v. Chr. lebte, handelt über die Natur des Weltalls, aber in attischer Sprache, während Okellos dorisch geschrieben haben müßte. Auch ist der Inhalt ungeordnet: beginnend mit einer stark wiederholten Auseinandersetzung über die Ewigkeit des Weltalls schließt das kleine Schriftchen mit ganz gut gemeinten, aber trivialen Vorschriften über die Ehe plötzlich ab. Das Ganze setzt vielmehr ein Studium der platonischen Schriften (namentlich der Republik) voraus. Ebenso ist die Schrift des Timäus (um 400) über die Seele der Welt und Natur zweifelhaft, sowie die des Archytas über die Natur des Weltalls, ferner ein Werk des Atomisten Demokritos von Abdera, betitelt „Physisches und Mystisches".

Dann mehrere Dialoge der sogenannten unvollkommenen Sokratiker, des Aeschines und Kebes, und ziemlich viele Stücke von Plato, von dessen vierunddreißig erhaltenen Dialogen nicht weniger als elf den Stempel der Unechtheit an sich tragen, ganz abgesehen von sieben bereits in der Ueberlieferung als unecht bezeichneten Stücken.

Von den Werken des Hippokrates (460—372), deren im ganzen siebenzig aufgezählt werden, können nur ganz wenige als authentisch bezeichnet werden, und auch diese wurden größtentheils durch spätere Ueberarbeitung verfälscht. Es kam dies daher, weil mehrere medizinische Schriftsteller denselben Namen führten und ferner, weil die Ptolemäer für hippokratische Handschriften besonders hohe Preise zahlten: so ging die Verfälschung schon von den nächsten Verwandten des Hippokrates aus.

Weiter ist das aus sechs Büchern bestehende astronomische Gedicht Ἀποτελεσματικά, das unter dem Namen des um 263 v. Chr. lebenden Manethon geht, erst etwa im fünften Jahrhundert n. Chr. verfaßt, während die denselben Namen tragende Schrift über die Könige der Aegypter eine Stilübung des berüchtigten Fälschers Annius von Viterbo ist.

Unter den Historikern erscheint Berosus von Chaldäa als Hauptschriftsteller des dritten Jahrhunderts v. Chr., aber sein fünf Bücher starkes Werk über die Antiquitäten hat den schon genannten Humanisten Annius von Viterbo zum Verfasser. Mit Kallisthenes, dem zeitgenössischen Geschichtsschreiber der Feldzüge Alexanders des Großen, wird ein gewöhnlich Pseudokallisthenes genannter Autor identifizirt, dessen Geschichte Alexanders des Großen erst etwa im zweiten Jahrhundert n. Chr. verfaßt sein kann und von romantisch-mystischen Ausschweifungen wimmelt. Eine lateinische Bearbeitung dieses Werkes durch Julius Valerius ist noch später anzusetzen, und die des Archipresbyters Leo, die Grundlage der mittelalterlichen

französischen und deutschen Alexanderromane, fällt gar erst ins zehnte Jahrhundert. Darnach soll Alexander der Sohn eines ägyptischen Königs Nectanabus gewesen sein, der, als Astrolog in Macedonien sich aufhaltend, mit Olympias ein Verhältniß gehabt, und dergleichen mehr. Von Diodor ferner wurden 1639 einige Briefe in italienischer Sprache herausgegeben, ohne daß sich deren Echtheit hätte nachweisen lassen.

Auch unter den Werken des Plutarch befinden sich mehrere verdächtige Schriften, theils Biographien, theils solche philosophisch-moralischen Inhalts. Ferner ist die acht Bücher haltende Geographie des Ptolomäus aus dem dritten Jahrhundert n. Chr., welche lange Zeiten hindurch als allgemeines Handbuch der Geographie diente, stark mit Zusätzen versehen worden, und von dem geographischen Leitfaden des Agathemeros ist das zweite Buch eine verworrene Wiederholung des ersten und von einem andern Verfasser.

Bei Aristoteles erregt schon der Umstand Verdacht, daß die erhaltenen griechischen und arabischen Verzeichnisse seiner Schriften nicht miteinander übereinstimmen; des näheren erscheinen unecht die Werke über die Winde, über die Welt, über den Himmel, das zehnte Buch der Thiergeschichte, die Physiognomik, die Schriften über die Pflanzen, über die Farben, die Rhetorik an Alexander, die Oekonomik und eine Anzahl Briefe; dazu kommen noch mehrere nur in lateinischer oder arabischer Sprache überlieferte Bücher, von denen sich die meisten als untergeschoben herausgestellt haben, wie das Secretum Secretorum, die königliche Physiognomie, der Lapidarius, die mystische Philosophie der Aegypter. Die Fälschung aristotelischer Schriften begann schon frühzeitig. Ammonius erzählt in seinem Kommentar zu Aristoteles' Kategorien wörtlich: „Es wird berichtet, daß Ptolomäus Philadelphus sich sehr für die Schriften des Aristoteles interessirte und sogar Geld gab Denen, die ihm Bücher des Philosophen brachten: daher setzten Manche, um sich Geld zu erwerben, den

Namen des Philoſophen als Titel auf die Schriften Anderer."

Ebenſo ſteht es um mehrere Schriften des Euklid und Archimedes.

Auch Theophraſts Hauptwerk über die Charaktere beſitzen wir nur in einem Auszug und in ſpäterer Bearbeitung. Ferner ſind von dem fabelhaften Hermes Trismegiſtos, der 1500 v. Chr. gelebt haben ſoll, noch mehrere apokryphe Schriften vorhanden, deren Abfaſſungszeit jedoch ins zweite und dritte Jahrhundert n. Chr. fällt, theils aſtrologiſchen, theils alchemiſtiſchen Inhalts; ſo eine Abhandlung über den Stein der Weiſen, über den Saft der Pflanzen u. dgl., ſämtlich von Neuplatonikern herrührend.

Dann werden von den achtzig Schriften des Lucian fünfundzwanzig als unecht oder zweifelhaft betrachtet, ſowie manches von Galen. Im Hirtenroman des Longus haben alle Ausgaben vor 1810 im ſechsten Kapitel des erſten Buches eine Lücke, die plötzlich in der Ausgabe Couriers nach einer Florentiner Handſchrift ausgefüllt erſcheint: aber die betreffende Stelle dieſer Handſchrift wurde von Courier unleſerlich gemacht, ſo daß man ihn nicht kontrolliren kann. Endlich wird das meiſt aus Euripides gezogene Drama „Der leidende Chriſtus" fälſchlich dem Gregorios von Nazianz im vierten Jahrhundert n. Chr. zugeſchrieben.

Von der römiſchen Litteratur iſt zunächſt alles, was ſich auf die ältere römiſche Geſchichte bezieht, verdächtig. So erwies ſich der im Jahre 181 v. Chr. zu Rom gemachte Fund von angeblich auf den König Numa zurückgehenden Schriften, die, wie von Livius berichtet wird, trotz der vierhundertneunzig Jahre noch ganz friſch ausſahen — man wollte ſie in einem ſteinernen Kaſten gefunden haben — als eine unverſchämte Fälſchung, da ſie eine Entwickelung der Philoſophie des Pytha-

goras enthielten, der erſt anderthalb Jahrhunderte nach Numa gelebt hat. Geſchrieben waren noch dazu dieſe Stücke, deren Zahl von Plinius, Livius und Plutarch verſchieden angegeben wird, auf ägyptiſchem Papyrus, der erſt lange nach Numa zur litterariſchen Verwendung kam. Man kann ſich denken, wozu allem da der alte König Numa hat herhalten müſſen. Aber ob nicht am Ende der Inhalt dieſer Dinge doch noch erträglicher war, als das, was der oder die von Apollo und allen Muſen verlaſſene M. v. Aſcheradten in dem auf Weihnachten 1885 fertiggebrachten und mit biederen Anmerkungen ausgeſtatteten Roman „Numa" der Welt glaubte darbieten zu dürfen? Und warum ſollte denn nicht, nachdem der ägyptiſche Hippogryph zur Genüge abgeritten worden, es einmal mit dem Altetruskiſchen und Urrömiſchen probirt werden? Der Himmel bewahre die Alterthumswiſſenſchaft vor ſolchen Freunden!

Auch die Behauptung des Hiſtorikers Licinius Macer, er habe ſich zu ſeinem Geſchichtswerk der auf Linnen geſchriebenen Aufzeichnungen bedient, hat wenig Wahrſcheinlichkeit, da Urkunden von ſolchem Stoff den galliſchen Brand kaum überdauert haben werden.

Von Plautus betrachtete ſchon Varro nur einundzwanzig Komödien als echt, die, welche wir noch beſitzen; als wahrſcheinlich echt neunzehn, die übrigen (ſechzig bis neunzig) als unecht: unter den letzteren befanden ſich viele ältere Stücke, welche Plautus überarbeitet hatte. Von den Bacchides, deren erſte Scenen verloren gegangen ſind, enthalten ältere Ausgaben eine von Antonio Beccadelli aus Palermo verfaßte Ergänzung, während die letzte Scene des Poenulus in doppelter Faſſung vorliegt, von denen nur eine von Plautus ſelbſt herrühren kann. Eine im vierten Akte des Amphitruo vorhandene Lücke hat Hermolaus Barbarus im fünfzehnten Jahrhundert ausgefüllt. Solche Ergänzungen aus neuerer Zeit findet man auch im Pſeudolus, im Mercator und in der Aulularia. Meurſius wollte

die falſchen Einſätze der letzteren in einem alten Codex gefunden haben, weshalb Niebuhr an ihr höheres Alter glaubte; aber es hat ſich herausgeſtellt, daß Meurſius damit die im Jahre 1500 gedruckte Ausgabe des Baptiſta Pius meinte, nach dem bekannten Sprachgebrauch jener Zeit, wonach vetus codex einfach ein altes Buch heißt. Eine dieſer Scenen rührt von Codrus Urceus her.

Aehnlich verhält es ſich mit Terenz' Andria.

Von Ennius' Annalen giebt es viele gefälſchte Citate, welche im Jahre 1595 durch Merula eingeſchmuggelt wurden. Die dem älteren Cato zugeſchriebene Sentenzenſammlung, Disticha Catonis genannt, ſtammt aus der letzten Zeit der römiſchen Litteratur; ſelbſt ſeine Schrift über den Landbau hat eine moderniſirende Ueberarbeitung erfahren.

Dazu kommen verſchiedene apokryphe Reden aus alter Zeit, ſo eine des älteren Scipio Afrikanus, eines Zeitgenoſſen des Cato, gegen den Volkstribunen Naevius, welche aber ſchon von Cicero angezweifelt wurde, eine andere des Sempronius Gracchus, weitere, die erſt nach dem Tode der betreffenden Redner von Anderen aus dem Gedächtniß niedergeſchrieben wurden.

Unter den ciceroniſchen Schriften befindet ſich eine ausführliche Rhetorik, wegen ihrer Widmung rhetorica ad Herennium genannt, welche man wegen der großen Aehnlichkeit, die zwiſchen ihr und dem Werk Ciceros über die Auffindung des redneriſchen Stoffs herrſcht, ſchon im Alterthum dem großen Redner beilegen zu müſſen glaubte: aber die Verſchiedenheit in vielen Hauptpunkten iſt noch größer, als die Aehnlichkeit, und zudem citirt Quintilian die Schrift unter dem Namen eines gewiſſen Cornificius, welcher der ſullaniſchen Zeit angehörte. Außerdem ſind einige Reden auszuſcheiden, darunter die Streitreden zwiſchen Cicero und Salluſt, welche immerhin ſchon aus der erſten Kaiſerzeit zu ſtammen ſcheinen, da ſie von Quintilian

erwähnt werden. Unter den Briefen ist das in Deutschland aufgefundene, von Cratander herausgegebene zweite Buch der Briefe an Brutus deshalb stark angezweifelt und von Orelli geradezu dem fünfzehnten Jahrhundert beigelegt worden, weil es sich bisher in keiner Handschrift hat wieder auffinden lassen.

Die nur aus Citaten bekannte Trostschrift, welche Cicero beim Tode seiner Tochter Tullia verfaßte, erschien plötzlich vollständig in Köln im Jahre 1583 mit dem Titel: „ein eben erst aufgefundenes und zum erstenmal edirtes Buch“: aber der Verfasser war Sigonius; ferner wurde in Bonn im Jahre 1811 ein viertes Buch de natura deorum durch einen gewissen Seraphinus herausgegeben, den nachmaligen Superintendenten Cludius in Hildesheim, welcher 1835 starb. Ja noch im Jahre 1853 veröffentlichte Ferrucci in Modena neue Fragmente aus Ciceros Schrift über das Fatum, die er in einem Palimpsest gefunden haben wollte, aber Ritschl wies sofort die Fälschung nach. Ein anderes verlorenes Werk Ciceros de gloria, das Petrarca noch gekannt haben will, soll von Philelphus und Alcyonius im fünfzehnten Jahrhundert benutzt und dann verbrannt worden sein. Zwei grammatisch-rhetorische Schriften, die unter Ciceros Namen gehen, Synonyma und Differentiae sermonum genannt, hängen mit Cicero nur insofern zusammen, als dessen Werke den Stoff dazu geliefert haben. Dagegen ist ganz apokryph ein Lehrgedicht Orpheus oder über den fleißigen Jüngling, welches Cicero für seinen in Athen studirenden Sohn gedichtet haben soll.

Nicht von Cäsar rühren her der Schluß der Beschreibung des gallischen Kriegs (Buch 8) und die Schilderungen des alexandrinischen, spanischen und afrikanischen Feldzugs: dabei ist der Unterschied des Stils der beiden letzten im Vergleich zu den ersten so groß, daß nicht einmal der nämliche Verfasser für alle diese pseudocäsarischen Schriften angenommen werden kann. Die beiden ersten, welche Cäsars Schreibweise näher kommen,

geben sich in der Vorrede zum achten Buch des gallischen Krieges ganz deutlich als nichtcäsarisch zu erkennen.

Von den sallustischen Werken sind außer der Schimpfrede gegen Cicero noch zwei Briefe an den alten Cäsar über die politischen Zustände der damaligen Zeit untergeschoben; sie ahmen wohl den Stil des Sallust nach, stammen aber aus der späteren Kaiserzeit.

Der augusteischen Zeit wollten die elf Fragmente der offiziellen Staatszeitung (der Acta diurna populi Romani) angehören, welche Pighius im Jahre 1615 in seinen Annalen (II. p. 378) veröffentlichte; der Fund war nicht wenig geeignet, Jedermanns Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, da in diesem ältesten Intelligenzblatt der Welt höchst interessante Dinge über Geburts- und Todesfälle, Heirathen, Ehescheidungen u. s. w. zu lesen waren. Doch erwiesen sich diese Stücke durch die Bank als ein ohne Erfolg durch Dodwell und Lieberkühn vertheidigtes Machwerk des fünfzehnten Jahrhunderts. Ein Produkt der nämlichen Zeit ist das von Bedrot 1532 herausgegebene Schriftchen über den Stammbaum des Augustus (de progenie Augusti Caesaris).

Vergils Freund Aemilius Macer hat zu einem in Hexametern abgefaßten Gedicht über die Heilkräfte der Pflanzen seinen Namen leihen müssen; doch hat dies einen Arzt Odo zum Verfasser und stammt aus der karolingischen Zeit. Ueber Vergil selbst sind im Mittelalter die abenteuerlichsten Nachrichten in Umlauf gesetzt worden, indem man ihn mit einer mysteriösen Gestalt der letzten römischen Zeiten, dem sogenannten Zauberer Virgilius verwechselte. Dies zeigt sich am auffallendsten bei der von Donat verfaßten Biographie des Vergil, wo zwischen älteren Handschriften, wie einer vortrefflichen Berner aus dem neunten Jahrhundert, und den jüngeren eine grundsätzliche Verschiedenheit besteht. Die kleineren Gedichte, welche außer Bucolica, Georgica

und Aeneis noch unter Vergils Namen gehen, fallen theils noch in die augusteische Zeit, theils gehören sie, wie die Elegien auf Mäcenas, dem ersten Jahrhundert n. Chr., mehrere erst den allerletzten Perioden der römischen Litteratur an.

Von Vergils unglücklichem Freunde Cornelius Gallus, dem nämlichen, welcher in Beckers Antiquitätenroman die Hauptrolle spielt, wußte man, die Notiz bei Vergil abgerechnet, bis zum Jahre 1590 nichts weiter: da erschienen auf einmal unter seinem Namen fünfzig Disticha auf Lycoris, von Aldus Manutius edirt. Darin befanden sich mehrere künstlich berechnete Lücken, es fehlten alle größeren Verderbnisse, und die Uebereinstimmung mit bekannten Stellen aus Vergil, Horaz, Tibull und Ovid überschritt das erlaubte Maß. Mit ein paar ebenfalls auf den Namen des Gallus geschriebenen Epigrammen verhielt es sich ähnlich, wie auch mit einigen anderen von Kaspar Barth, einem notorischen Fälscher, zum erstenmal veröffentlichten Gedichten der lateinischen Anthologie.

Tibulls Elegien wurden um ein ganzes Buch erweitert: denn das dritte Buch hat einen gewissen Lygdamus zum Verfasser.

Unter Ovids Heroiden finden sich drei zuerst in Vicenza 1480 unter dem Namen des Sabinus edirte Briefe, welche den Italiener Angelus Quirinus Sabinus aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zum Verfasser haben; ferner sind unecht die Elegie über die Nuß und mehrere dem Mittelalter angehörige Gedichte über die Nachtigall, die Läuse, den Floh, das alte Weib und die Ohrenheilkunde. Anderes wurde der Namensgleichheit halber dem Ovidius Naso zugeschrieben, während es den unter Karl dem Großen lebenden Dichter Naso (Modoin) betrifft.

Unter dem Namen des unter Augustus und Tiberius lebenden Historikers Fenestella wurden 1510 in Wien zwei Bücher über die Obrigkeiten und Priesterämter der Römer

veröffentlicht, deren Verfasser der im Jahre 1452 verstorbene Kanonikus Andreas Fiocchi war, dem es nichts verschlug, unter den altrömischen Priestern auch Bischöfe und Erzbischöfe figuriren zu lassen.

Das angeblich von Apicius, einem Zeitgenossen des Tiberius, verfaßte Kochbuch ist, wie eine darin vorkommende Hinweisung auf den Kaiser Heliogabal zeigt, erst im dritten Jahrhundert n. Chr. verfaßt.

Die Fabeln des Phädrus wurden im fünfzehnten Jahrhundert von Perotti in erweiterter Gestalt herausgegeben und zwar mit eigenen Zusätzen, wie er selbst zugab: wie weit jedoch dieselben gingen, ist deshalb schwer festzustellen, weil die betreffende Handschrift im Jahre 1774 verbrannt ist.

Unter die Schriften des Seneka gerieth ein aus vierzehn Stücken bestehender inhaltsloser und unbedeutender Briefwechsel zwischen Seneka und dem Apostel Paulus, den jedoch bereits Hieronymus und Augustinus vorfanden. Ferner erscheint Seneka als Verfasser eines Werkes über die Formel des ehrbaren Lebens, das aber, wie die Widmung zeigt, vom Bischof Martinus Dumiensis aus dem sechsten Jahrhundert herrührt. Auch das ihm zugeschriebene Buch über die Sitten muß, weil Sprüche aus christlichen Schriftstellern enthaltend, späteren Ursprungs sein: darin findet sich z. B. der Satz: eleemosyna non tam accipientibus quam dantibus prodest. Daß die Tragödie Octavia nicht ihm angehört, ergiebt sich zur Genüge daraus, daß sie den Sturz des Nero erwähnt, welcher erst drei Jahre nach Senekas Tod stattfand.

Dann sind nicht wenige, im ganzen unbedeutende grammatische Traktate aus den spätesten Jahrhunderten mit den vornehmen Namen der bedeutendsten Grammatiker des ersten Jahrhunderts n. Chr. wie des Askonius Pedianus, Probus, Cornutus und Asper geschmückt.

Das Satirikon des Petronius wurde 1693 durch Nodot und 1800 durch Lallemand mit falschen Zusätzen bereichert. Ersterer wollte in Belgrad einen vollständigen Petron gefunden haben, wurde aber sofort von einer Reihe Gelehrter, Leibniz voran, glänzend des Betruges überwiesen. Auch anderswo spukte der ganze Petron. So reiste Einer, da er in einem Reisehandbuch gelesen, daß man in Bologna den ganzen Petronius aufbewahre, extra dorthin, und man zeigte ihm auf seine Nachfrage hin — den Kadaver des heiligen Petronius. Wurde doch in Paris von einem gewissen Baudius sogar der Teufel darüber befragt, wo der ganze Petron stecke.

Unter dem Namen des Satirendichters Turnus, der unter Domitian lebte, veröffentlichte im siebzehnten Jahrhundert Balzac angeblich aus einer alten Handschrift ein Gedicht mit dem Titel: Indignatio in poetas Neronianorum temporum, doch wurde dasselbe noch bei Balzacs Lebzeiten unter dem Titel: „Fingirtes" in die Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen. Von einem anderen Dichter jener Zeit, Namens Vestricius Spurinna, wollte Kaspar Barth im siebzehnten Jahrhundert in einer Merseburger Handschrift vier Gedichte in horazischen Metren und mit künstlichen Lücken ausgestattet aufgefunden haben, die noch im Jahre 1840 von einem gewissen Axt für echt gehalten wurden, obwohl sie bei ganz trivialem Inhalt noch mehrere metrische Schnitzer zeigen.

Das Handbuch der Heilkunde von Soranus Ephesius unter Trajan, von dem wir mehrere griechisch geschriebene und in anderem Geiste verfaßte Werke besitzen, zeigt eine solche Leere und Geschmacklosigkeit, daß es eher den sinkenden Zeiten zuzuweisen sein wird.

Eine neuplatonische, stark mit christlichen Elementen versetzte Arbeit ist der schon von Laktanz gekannte Asclepius des Apulejus, worin sich Hermes Trismegistus mit Asclepius

unterredet. Eine andere Schrift des Apulejus mit dem weiteren Namen des Caecilius Minutianus über die Orthographie, welche eine Menge Citate verloren gegangener Autoren enthält, ist, wie Madvig nachgewiesen, erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fabrizirt worden samt all ihrer Gelehrsamkeit.

Die beiden angeblich aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr stammenden Kommentare des Akron und Porphyrion zu Horaz sind vierhundert Jahre jünger. Unter dem Namen eines neuentdeckten Schriftstellers Publius Viktor edirten die Italiener im fünfzehnten Jahrhundert die aus dem Ende des vierten Jahrhunderts stammende, mit allerhand Zusätzen aus anderen alten Schriften erweiterte topographische Schrift Curiosum urbis Romae. Noch später ist die anonyme Schrift Origo gentis Romanae anzusetzen, in welcher die älteste Geschichte der Stadt Rom von Saturnus bis auf Romulus behandelt wird und zwar mit Beiziehung von vielen à la Fulgentius gefälschten Citaten aus Werken, die nie existirt, aus Schriftstellern, welche nie etwas geschrieben haben.

Ueberhaupt sind in diesen allerletzten Zeiten der römischen Litteratur schwindelhafte Erdichtungen etwas ganz Gewöhnliches, ich erinnere nur noch an die beiden Geschichtschreiber des trojanischen Kriegs, Dares aus Phrygien und Dictys aus Kreta, deren angeblich aus dem Griechischen übersetzte Werke zuerst im fünften Jahrhundert n. Chr. auftreten. Als Uebersetzer des Dares erscheint kein Geringerer als Cornelius Nepos, welcher das Werk dem Sallust dedicirt, mit der Erklärung, er habe von diesem Buch das von Dares' eigener Hand abgefaßte Original bei einem Aufenthalt in Athen gefunden und es sofort wörtlich ins Lateinische übertragen, damit der unbefangene Leser daraus sehen könne, wem mehr Glauben zu schenken sei, ob dem Dares als Zeitgenossen und Mitkämpfer Hektors oder dem erst

viel ſpäter lebenden Homer. Dabei ſchreibt dieſer Cornelius Nepos ein prächtiges Vulgärlatein. Der Verfaſſer, welcher chriſtlichen Anſchauungen huldigt, führt ſeine Mittheilungen alle auf Autopſie zurück: darnach ſoll die Zahl der gefallenen Trojaner 676 000, die der gefallenen Griechen 886 000 betragen haben. Ferner werden alle Perſonen mit faſt photographiſcher Treue beſchrieben: ſo habe Helena zwiſchen den Augenbrauen ein Schönheitsfleckchen gehabt. Iſidor glaubt ſteif und feſt an die Echtheit der Schrift, welche auf Palmblätter geſchrieben geweſen ſei. Aehnlich will auch Dictys an der Seite des Idomeneus vor Troja mitgekämpft und alles aus dem Munde von Augenzeugen vernommen haben. In dem Vorwort heißt es noch weiter, Dictys habe ſeine Tagebücher mit phöniziſchen Buchſtaben auf Lindenbaſt geſchrieben und bei ſeinem Tode verfügt, es ſollten dieſe Täfelchen in einem zinnernen Käſtchen mit ihm begraben werden. Daraufhin ſeien dieſelben über tauſend Jahre in deſſen Grabe auf Kreta verborgen geblieben, und endlich habe im dreizehnten Jahre der Regierung des Nero (alſo im Jahre 67) ein Erdbeben das Felſengrab geſprengt, das Kiſtchen ſei von Hirten entdeckt und ihrem Herrn Eupraxis überbracht worden: dieſer habe es dem römiſchen Prokonſul der Inſel Kreta, Rutilius Rufus, überliefert und dieſer hinwiederum dem Kaiſer, da man in den unverſtändlichen Zeichen Mittheilungen verborgenen Wiſſens erblicken zu müſſen glaubte. Es war dann Nero, welcher herausbrachte, daß die Buchſtaben puniſche ſeien. Sachverſtändige klärten ihn über den Inhalt auf, worauf Nero verordnete, es ſolle das Ganze in griechiſche Schrift umgeſetzt und der kaiſerlichen griechiſchen Bibliothek einverleibt werden. Das Motiv, daß apokryphe Schriften in Gräbern oder ſonſtigen geheimnißvollen Verſtecken gefunden worden ſein wollen, iſt gewöhnlich. Jedenfalls geht eine derartige Fiktion, die ſicherlich einer Fälſchung gleichkommt, wenn ſie auch nicht als gemeiner Betrug zu definiren

ist, doch weit über das übliche Maß phantastischer Ausschmückung hinaus, und Körting urtheilt zu milde, wenn er sie noch als eine erlaubte poetische Freiheit gelten lassen will. Von einer dem lateinischen Dictys zu Grunde gelegten griechischen Schrift ähnlichen Inhalts ist bisher nichts entdeckt worden, während ein griechischer Dares von Aelian und Ptolemäus Chennus bei Photius citirt wird.

Den Schluß mögen die beiden grammatischen Fälscher Fulgentius und Virgilius Maro bilden: von diesen hat jener eine Heraklea des Crispinus, ein Epos des Fabius Lucullus, einen Callimorphus, moralische Bücher des Antidamas und anderes Derartige erfunden; die Grammatik des Virgilius Maro besteht aus ähnlichen Schwindeleien, nur daß die von A. Mai herausgegebene Form noch mehr Abenteuerlichkeiten enthält, als die zum Theil ziemlich alten Handschriften, wie die erst vor kurzem erschienene neue Ausgabe Hümers ganz deutlich zeigt.

Doch wäre unsere Betrachtung der pseudoepigraphen Litteratur des klassischen Alterthums unvollständig, wollten wir nicht auch einen Blick auf das gleichzeitige Schriftenthum der christlichen Kirche werfen.

Ueber die große Lücke, welche zwischen der Abfassung unserer Evangelien und der Zeit Christi liegt, sucht man sich gewöhnlich dadurch hinwegzuhelfen, daß man behauptet, die Kirche, ja auch die hervorragendsten Vertreter derselben würden unsere neutestamentlichen Schriften sicherlich nicht mit solcher Einstimmigkeit angenommen haben, wenn sie nicht von ihrem reellen Ursprung und ihrer Glaubwürdigkeit überzeugt gewesen wären. Aber die kanonischen Schriften sind in der ersten Zeit gar nicht so einstimmig als echt angenommen worden, wie gewöhnlich geglaubt und behauptet wird. Neben den bekannten Evangelien gab es längere Zeit noch andere, ja statt derselben ganz andere, bedeutend verschiedene. So hatten die Judenchristen

ein eigenes Evangelium, das sogenannte Hebräerevangelium in einer von unseren Evangelien abweichenden Fassung, sowie ein ähnlich beschaffenes Petrusevangelium. Die Gnostiker — in der ersten Zeit noch nicht als Häretiker ausgeschieden — hatten wieder ganz eigenthümlich zurechtgelegte Evangelien, indem sie die unseren und die der Judenchristen ihrerseits als unwahr verwarfen. Bei Justin findet man neben Matthäus und Lukas noch ein drittes Evangelium, das von den kanonischen abweicht. Papias kannte nur einen Matthäus und einen Markus, aber Beide von den unserigen verschieden. Die kirchliche Anerkennung der kanonischen Evangelien beginnt erst mit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts. Die Offenbarung Johannis wird seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts bestritten, und was die neutestamentlichen Briefe anlangt, so sind dieselben noch im vierten Jahrhundert durchaus nicht allgemein adoptirt. Andererseits bilden Bestandtheile des neutestamentlichen Kanons bis ins dritte und vierte Jahrhundert eine Reihe von Stücken, welche später von der Kirche ausgeschieden wurden, wie der Hirte des Hermas, der Brief des Barnabas, eine Apokalypse des Petrus. Man muß also sagen, daß die neutestamentlichen Schriften als Ganzes erst allmählich und spät anerkannt worden sind. Und da es sich dabei um Parteiinteressen handelte, um den Beleg gewisser Dogmen, von denen man nicht abgehen wollte, so war eine vorurtheilslose Untersuchung auf die Echtheit hin ausgeschlossen. Man nahm unverfroren hin, was mit den eigenen Ueberzeugungen übereinstimmte. Es ist unter den damaligen Verhältnissen des Kampfes der Sekten untereinander nicht anzunehmen, daß man kühl und kritisch die Gründe für oder gegen die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung einer Schrift erwogen hätte. Schließlich siegte die Majorität der katholischen Kirche.

Ein Jude von Alexandria, Aristobulos, hatte schon im zweiten Jahrhundert vor Chr. eine Blumenlese griechischer

Dichterstellen veranstaltet, die für das Judenthum Partei ergreifen: diese Stellen waren alle gefälscht. Noch Clemens (200 n. Chr.) und Eusebius (330) citiren denselben, indem sie trotz aller ihrer Gelehrsamkeit steif und fest an die Echtheit dieser Schrift glauben: es verschlägt ihnen nichts, daß da ein Orpheus von Abraham, Moses und den zehn Geboten gesprochen haben soll, sie lassen es sich gefallen, daß Homer als Vertreter der Sabbathsheiligung auftritt! Die Sibylle weissagt vom Messias, ferner verkündet sie, daß Nero seine Mutter tödten, daß unter Titus der Vesuv ausbrechen werde. Gegen diese Betrügereien stemmte sich Celsus, ward aber von Origenes widerlegt, der das alles als wahr behauptete. Dann gab es eine Schrift Zoroasters, welche derselbe, nachdem er gestorben, über die Unterwelt verfaßt haben sollte: Clemens von Alexandrien ist ruhig von deren Echtheit überzeugt.

Weiter wurden die griechischen Uebersetzungen des alten Testaments von Christen gefälscht, indem sie Stellen christlichen Inhalts einsetzten, die im hebräischen Original gar nicht zu finden sind. Justinus Martyr bedient sich mit der größten Unbefangenheit solcher Stellen: ihr Fehlen im Hebräischen kann er nicht ableugnen, sucht es aber dadurch zu erklären, daß er behauptet, die Juden selber hätten diese Partien aus den hebräischen Texten beseitigt, ja sie erhalten dafür von ihm eine derbe Zurechtweisung.

Der gleiche Justinus stützt sich in der Angelegenheit des Magiers Simon, der in Rom als Gott verehrt worden sei, auf eine Inschrift, die er in Rom mit eigenen Augen gesehen haben will, lautend: Simoni deo sancto, dem „Simon, dem heiligen Gott". Wenn dieselbe nur nicht im Jahre 1574 wieder aufgefunden worden wäre und zwar ganz an der gleichen Stelle, wo sie Justinus erblickt haben will, nämlich auf der Tiberinsel, jetzt im Kircherischen Museum, leider aber ganz anders gefaßt,

nämlich: Semoni Sanco Deo Fidio, dem Semo Sancus, dem Gott der Treue! Aber das Nämliche, wie Justin, berichten noch ein Irenäus, ein Tertullian, ein Eusebius, um nur diese Notabilitäten zu nennen! Unter solchen Bedingungen konnten schon Fälschungen vorkommen.

Papias legt Christus die Worte in den Mund, im tausendjährigen Reiche bekämen die Frommen Weinstöcke, jeder mit zehntausend Reben, jede Rebe mit zehntausend Zweigen, jeder Zweig mit zehntausend Schößlingen, jeder Schoß mit zehntausend Trauben und jede Traube mit zehntausend Beeren ausgestattet. Nicht genug: aus jeder Beere würden vierzig Flaschen Wein erzielt. Das sagt auch Irenäus. Und das soll nach diesen der Apostel Johannes direkt von Christus gehört haben!

Eusebius erwähnt einen Brief des edessenischen Fürsten Abgar an Jesus und eine Antwort Christi als ganz echt: in der letzteren wird bereits eine Stelle des Johannisevangeliums angeführt, noch dazu mit dem kindlichen Zusatz: „es steht über mich geschrieben"!

Origenes betrachtet die sogenannten clementinischen Rekognitionen, die angeblich dem ersten Jahrhundert angehörten, als echt, während sie kaum zwanzig Jahre vor ihm verfaßt worden waren. Der Autor der Acta des Paulus und der Thecla giebt seine Fälschung selber zu, trotzdem wurde diese Schrift vom zweiten Jahrhundert an als echt angenommen. Die anfangs des sechsten Jahrhunderts angefertigten Schriften des Dionysius Areopagita wurden ins erste Jahrhundert zurückversetzt und als alte Werke schon im Jahre 532 auf einer Synode zu Beweisen verwerthet.

Noch heben wir die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalien hervor, eine in der Mitte des neunten Jahrhunderts auftauchende Sammlung theils echter, theils gefälschter päpstlicher Erlasse, welche beweisen sollen, daß die Kirche hoch über

dem weltlichen Reiche stehe, daß das Verhältniß der Bischöfe zum Papste das nämliche sei, wie das der Apostel zu Petrus, daß alle Klagen gegen Bischöfe vor des Papstes unmittelbares Gericht gehörten, daß kein Kleriker, geschweige denn ein Bischof, vor ein weltliches Gericht gezogen werden dürfe, daß kein Laie gegen einen Kleriker als Ankläger auftreten könne und dergleichen mehr, was die absolute Herrschaft der Kirche zu unterstützen geeignet war.

Wir schließen unseren Bericht über Fälschungen kirchlicher Litteratur, welcher noch vielfacher Ergänzung benöthigt, mit der Hinweisung auf einen Vorfall der neueren Zeit. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde nämlich in Spanien eine Offenbarung des heiligen Jakobus, vom Apostel eigenhändig geschrieben, ausgegraben: doch war dieselbe unglücklicherweise in Neuspanisch abgefaßt. Wie sich da helfen? Der Herausgeber, Aldrete, suchte in seinen Varias Anteguidades schließlich diesen Widerspruch dadurch zu beseitigen, daß er dieses Neuspanisch aus der Sehergabe des Apostels erklärt, vermöge deren er vorausgewußt, wann seine vergrabenen Schriften ans Tageslicht gelangen würden: infolge davon habe er sich derjenigen Sprache bedient, von der er im Geiste vorausgesehen, daß sie dann in Spanien gesprochen werden würde.

Auch die neueren Litteraturen haben ähnliche Erscheinungen aufzuweisen. Um nur Weniges anzuführen, so wurde Fichtes Kritik aller Offenbarung, zuerst anonym erschienen, überall als eine Arbeit Kants betrachtet. Unter den Schriften Hegels befindet sich ein Werk von Schelling und ein anderes von F. v. Meyer. Eine kurz nach dem Tode Karls I. verbreitete Schrift, das königliche Bild, εἰκὼν βασιλική betitelt, hielt man zuerst für ein nachgelassenes Werk des hingerichteten Königs: Milton widerlegte diese Annahme, aber noch lange Jahre hin-

durch glaubte man daran. Unter dem Namen des Nicodemus Frischlin wurde nach dessen Tod ein Gedicht, der große Christoffel, verbreitet, das bis in die neueste Zeit für echt gehalten ward; erst Strauß hat in seinem Leben Jesu gezeigt, daß Frischlin dasselbe nicht gedichtet, sondern nur überarbeitet und veröffentlicht hat. Gefälscht sind ferner die Denkwürdigkeiten der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg, dann die vom Grafen Hunolstein edirten Briefe der Marie Antoinette und schließlich ist in dem Briefwechsel Goethes mit einem Kinde allerlei auf Rechnung dieses Kindes, geheißen Bettina von Arnim, zu schreiben.

Ebenfalls als eine Fälschung, wenn vielleicht auch nur als eine mildere Art derselben, sind die Aenderungen zu betrachten, welche sich die Herausgeber nachgelassener Werke oder von Schriften früherer Zeit gegenüber dem Text ihrer Urheber erlaubten. Daß die Thätigkeit solcher schon im Alterthum auftretender und da meist dem Grammatikerstand angehöriger Recensores, wie sie sich nannten, eine ziemlich ausgedehnte war, zeigt die große Zahl von Unterschriften, welche in den wichtigsten Handschriften der bedeutendsten antiken Autoren jeweilen am Schluße des Textes angebracht sind und den Leser ausdrücklich versichern, daß die vorliegende Fassung Werk eines bestimmten, hier mit Namen genannten Mannes sei, welcher die Schrift verbessert und korrigirt habe. Ego . . . . emendavi, correxi, distinxi pflegt es in diesen Unterschriften zu heißen. Ja, wenn es sich bei diesen Verbesserungen nur um die Entfernung von Schreibfehlern gehandelt hätte, von denen bekanntlich selbst die besten und ältesten Manuskripte nicht frei sind, so hätte dies nichts weiter auf sich: aber wir haben die sichersten Beweise dafür, daß jene Recensoren bei ihrer Arbeit mit der allergrößten Willkür verfahren sind, indem sie nicht nur einzelne Ausdrücke ohne jedwelchen Grund durch Erfindungen

ihres eigenen Kopfes ersetzten, sondern ganze Verse wegließen, vorgefundene Lücken ruhig ergänzten und sogar den Autor selbst, wenn er ihnen irgendwo zu wenig zu sagen schien, durch kühne Zuthaten erweiterten. Ein sprechendes Beispiel hierfür bieten Plautus und Terenz: bei Beiden wird die Ueberlieferung durch zwei große voneinander gewaltig abweichende Handschriftenklassen repräsentirt, von denen die eine laut Unterschrift von einem gewissen Calliopius erstellt wurde, während die andere jeweilen nur in einem Exemplar erhalten ist, das aber dafür an Alter alle übrigen um mehr als ein halbes Jahrtausend überragt. Eine Vergleichung beider Klassen ergiebt einerseits deren Unvereinbarkeit, andererseits erweist sich der durch jene zwei älteren Handschriften überlieferte Text als der entschieden bessere und ursprünglichere, welcher dem plautinischen und terenzischen Original bei weitem näher kommt, als der andere, welcher jahrhundertelang auch in den Drucken fast oder ganz allein geherrscht hat. Gegenüber dieser Einsicht ist es um so mißlicher, daß wir für bestimmte größere Partien der genannten Komödiendichter (bei Plautus für ganze neun Stücke) gleichwohl genöthigt sind, uns einzig und allein an die schlechtere Redaktion zu halten, einfach deshalb, weil die bessere nur in fragmentarischer Gestalt auf uns gekommen ist. Aber selbst, wo uns dieser bessere Text noch zu Gebote steht, fehlt noch viel, daß wir uns auf denselben unbedingt verlassen könnten: denn eine Anzahl Stellen daraus werden von anderen, diese ältesten Handschriften an Alter noch übertreffenden Schriftstellern in einer wieder verschiedenen Fassung citirt und zwar oft so, daß dieser der Vorzug vor jeder anderen gebührt. Die gleiche Beobachtung kann man auch bei anderen Autoren machen und zwar griechischen sowohl, wie römischen, so daß wir schließlich, einige Ausnahmefälle abgerechnet, zu dem Geständnisse genöthigt sind, daß die unserer Zeit geretteten Trümmer der antiken Litteratur wohl

im großen und ganzen die Erzeugnisse jener Geister wiedergeben, in vielen Einzelheiten jedoch nur in der Gestalt, wie sie für die lateinische Litteratur etwa das vierte nachchristliche Jahrhundert, für die griechische gar erst die Byzantinerzeit sich zurechtgelegt hat. Denn daß auch die griechische Litteratur von dergleichen Bearbeitungen nicht verschont geblieben ist, das zeigen, um nur ein Beispiel anzuführen, die unter dem Namen der Diaskeuasten bekannten Homerkritiker der Pisistratidenzeit, denen wir die zahllosen Einschiebsel zu verdanken haben, mittelst deren die ursprünglich für sich gedichteten und einzeln vorgetragenen Ilias- und Odysseelieder zu zwei großen, nunmehr leidlich zusammenhängenden Epenganzen aneinander geschmiedet worden sind. Wie wichtig unter diesen Umständen für uns die Auffindung alter Papyrusrollen ist, selbst wenn sie nur bereits sonst bekannte Schriftwerke bieten, liegt auf der Hand.

Man kann sich da höchstens mit dem Gedanken trösten, daß dergleichen Willkürlichkeiten redaktioneller Thätigkeit doch nur in solchen Zeiten möglich waren, wo man die jetzt festgestellten und überall anerkannten Gesetze philologischer Kritik entweder noch nicht in ihrem ganzen Umfange kannte oder in ihrer Anwendung nicht methodisch genug verfuhr. Aber wie, wenn uns auch aus verhältnißmäßig noch nicht weit hinter uns liegender Zeit ein ähnlicher Fall entgegentritt, daß sich der Herausgeber der Werke eines Freundes die eigenmächtigsten Abänderungen daran gestatten zu dürfen glaubte? Es ist das große Verdienst des als Cicerokritiker bekannten Philologen Karl Halm, dies an der vossischen Ausgabe der Gedichte Höltys ganz unwidersprechlich nachgewiesen zu haben und zwar an der Hand der höltyschen Originalien selbst, welche sich in dem für die Münchener Bibliothek erworbenen Nachlaß Vossens ebenfalls noch vorfanden. Halm hat dies in einer eigenen, im Jahre 1869 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Ausgabe der höltyschen Ge-

dichte unbarmherzig aufgedeckt. Die voſſiſchen Aenderungen erſcheinen da in ganz erſtaunlichen Dimenſionen, und, was das Bedenklichſte iſt, ſie erweiſen ſich ſo ziemlich in der Mehrzahl der Fälle als eigentliche Verballhornungen in des Wortes ſchlimmſter Bedeutung, ſo daß durch dieſe Enthüllung Voſſens Dichterruhm nicht wenig verloren hat. So korrigirt Voß die Worte: „an des Kocytus Strand“ durch: „am ſchwarzen Feuerſtrand“; „und ſetzten ſich auf Immergrün“ wird verdorben durch: „und ſetzten ſich auf zartes Grün“; von einem Unglücklichen ſingt Hölty: „Schlich am Geſtade auf und ab und weinte große Thränen“; daraus macht Voß: „Und ging am Ufer auf und ab und weinte ſtille Thränen“. Doch das und Aehnliches, was ſich auf jeder Seite mehrmals wiederholt, iſt noch nichts gegen jene Stellen, an denen Voß gleich mehrere Verſe, ja ganze Strophen neu geſchmiedet hat. Bei der Schilderung einer Schönen ſingt Hölty:

Der ganze Wuchs war Ebenmaß,
Das Aug' voll Himmelsbläue,
Die Wang' — ein Chor von Scherzen ſaß
Darauf in bunter Reihe.
Der Mund, der tauſend Luſt verhieß,
War ſonder alle Mängel,
Und wenn ſie ſang, ſo klang's ſo ſüß,
Als ſäng' ein heil'ger Engel.

Davon ließ Voß die zwei letzten Zeilen gnädig ſtehen, das Uebrige erhielt folgende Geſtalt:

Ihr Wuchs, voll Reiz und Majeſtät,
War gleich der ſchlanken Maie;
Die Wange junger Roſen Röth',
Ihr Auge Himmelsbläue.
Der Mund ein blühend Paradies,
War ſonder alle Mängel.

Dieſe wenigen, nur aufs Gerathewohl herausgegriffenen Beiſpiele mögen genügen, um zu zeigen, wie unverantwortlich

sich Voß seinem Freunde und der Litteratur gegenüber benommen hat: lagen ihm doch nicht schwache von Apoll und allen Musen verlassene Reimereien vor, sondern geniale Schöpfungen eines hochbegabten Dichters, der, trotzdem er schon mit 27 Jahren starb, ihn selber an Bedeutung weit überragt hat. Um so aufrichtiger haben wir den Manen jenes Gelehrten zu danken, der durch die erste Veröffentlichung der Originalschriften Höltys den schon lange anerkannten Werth seiner Dichtung nun in vollstem Glanze erstrahlen ließ. Dem gegenüber klingt es wie eine Ironie, wenn Voß während seines Heidelberger Aufenthalts das damals die ganze Welt entzückende Liederbuch von Clemens Brentano (des Knaben Wunderhorn) „einen zusammengeschaufelten Wust von muthwilliger Verfälschung" zu nennen gewagt hat.

Daß solcherlei Dinge, wie die geschilderten, weil doch im Grunde gegen die unveräußerlichen Gesetze der Wahrheit verstoßend, unmöglich zugelassen werden dürfen, ist denn auch der jetzigen, mit möglichster Umsicht und Genauigkeit, manchmal sogar Uebergenauigkeit arbeitenden Zeit zum Bewußtsein gekommen. Heutzutage würde kein Geometer beim Nachzeichnen eines von Anderen an Ort und Stelle entworfenen Plans sich beliebige Zusätze und sonstige Aenderungen gestatten, wenn er nicht auf dem Platze selbst Nachschau gehalten hätte. Früher dachte man auch hierüber viel freier. Als Guillet im Jahre 1675 sein Werk Athènes ancienne et nouvelle herausgab, versah er es mit einem Plan, den er von den seit 1658 in Athen angesiedelten Kapuzinern bezogen hatte. Vergleicht man nun die sehr fleißige und verdienstliche Arbeit der Kapuziner, die uns noch in mehreren Exemplaren erhalten ist, in ihrer ursprünglichen Gestalt mit dem, was Guillet daraus gemacht hat, so erblickt man sofort bei diesem eigenthümlich geformte Ruinen — so die Reste eines halbkreisförmigen Theaters — an Orten, wo solche nie bestanden haben; einem von den

Kapuzinern in die Nähe des Theseustempels hingezeichneten Gebüsch gab er die Gestalt eines Löwen, weil man ihm berichtet hatte, daß in jener Gegend ein steinener Löwe aufgestellt sei. Und diese Abänderungen traf er ruhig von Paris aus: denn Griechenland hat er nie gesehen, und wenn er den Inhalt seines Buches als das Resultat der persönlichen Erlebnisse seines Bruders ausgiebt, so ist dies lediglich dichterische Einkleidung. Derartige Willkürlichkeiten, eigenmächtige Zuthaten u. s. w. üben namentlich bei solchen topographischen Fragen, die sich auf klassischem Boden bewegen, einen gefährlichen Einfluß: gerade weil man sicher weiß, daß noch vor wenigen Jahrhunderten die Reste des Alterthums in weit größerer Ausdehnung und Vollständigkeit vorhanden waren, wird jede aus jenen Zeiten stammende Schilderung, jede Zeichnung, jeder Plan als eine werthvolle Bereicherung unserer Kenntnisse oft nur zu rasch willkommen geheißen.

Die gleiche Beobachtung kann man bei den früheren Publikationen über Pompeji und Herculaneum machen: ja, selbst noch das grundlegende Werk von Stuart und Revett über die Denkmäler von Athen, dessen Herstellung über fünfzig Jahre in Anspruch nahm (1762—1816), hat sich in schlecht erhaltenen Partien der Parthenonskulpturen willkürliche Ergänzungen erlaubt, wie die Vergleichung mit anderweitigen gleichzeitigen Abbildungen deutlich zeigt.

Eine besondere Berücksichtigung verdient noch die Rubrik der Inschriften. Hier haben die Namen eines Annius von Viterbo, Inghirami, Jacobillus, Petrus Ligorius, Pyrrhus, Occo, Poggius, Guilelmus, Merula, Pomponius Laetus, Resendius, Rossi, Thamyris, Fourmont und aus neuester Zeit Pittakis für jeden Inschriftenfreund einen ominösen Klang. Von diesen hatte besonders der Letztgenannte, lange Jahre Konservator der Alterthümer von Athen, zu Anfang der siebziger Jahre ge-

ſtorben, der auch in der Erfindung von Provenienzangaben bewandert war, das Geſchick, ſolche (natürlich ſeither verſchollene) Inſchriften zu entdecken, in denen, außer Unleſerlichem oder Gleichgültigem, gerade nur der Name einer Baulichkeit erhalten war, deren Lage man gern wüßte und die nun nach Pittakis' triumphirenden Mittheilungen mit abſoluter Sicherheit an den Fundort der betreffenden Monumente verlegt werden konnte.

Inſchriftenfälſchungen kamen ſchon im Alterthum vor. Lucian erzählt von einem Schwindler Alexander, er habe auf ſeine eigene Perſon bezügliche Inſchriften am Pontus anfertigen, vergraben und jubelnd auffinden laſſen; es iſt der nämliche, der ſich auch auf die Kunſt verſtand, erbrochene Schriften, Teſtamente und dergleichen wieder mit intakten Siegeln zu verſehen, indem er ſich dazu eines Negativs bediente, das er zuvor in Wachs oder Maſtix regelrecht abgeformt hatte.

Bei der Unterſuchung der Echtheit einer Inſchrift ſind verſchiedene Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen: erſtens, entweder iſt die Inſchrift gefälſcht, aber das Monument ſelbſt echt; zweitens, oder das Monument iſt untergeſchoben, aber die Inſchrift echt, hat jedoch früher anderswo geſtanden; drittens, oder Denkmal und Inſchrift ſind gefälſcht; viertens, oder beide ſind antik, aber auf ein echtes Denkmal iſt eine anderswoher genommene echte Inſchrift übertragen, die urſprünglich nicht hierher gehörte.

Der Natur der Sache gemäß ſind kleinere und einfachere Inſchriften der Fälſchung leichter unterworfen, ebenſo eher ſolche auf Stein als auf Bronze (obwohl der ſchwere Verluſt von Bronzeinſchriften, deren allein beim Brande Roms unter Nero dreitauſend Stück zu Grunde gingen, zu einem großartigen Erſatz herausfordern mußte), weil hier die Nachbildung der aerugo nobilis oder Patina noch beſondere Obſorge in Anſpruch nimmt: immerhin findet ſich auch die letztere Sorte, namentlich

bei Münzen noch häufig genug vertreten. Ich hebe nur die numismatiſche Sammlung von Hofrath Wilhelm Becker in Offenbach hervor, die anfangs der vierziger Jahre ſo viel von ſich reden machte.

Eine Entſcheidung iſt jedoch erſt dann möglich, wenn das Material genau unterſucht iſt, ferner die äußere Form des Monuments, auf dem die Inſchrift ſteht, der Stil der etwa beigefügten bildlichen Darſtellungen, der Schriftcharakter, die Sprache und der Inhalt.

Die Beſtimmung des Materials hat natürlich vorauszugehen: Steinarten, welche von den Alten notoriſch nicht oder mit anderer Zubereitung bearbeitet worden ſind, erſchüttern das Vertrauen in die Echtheit am ſtärkſten. Desgleichen, wenn das Ganze den Anblick einer friſchen Arbeit gewährt. Aber es kommt auch vor, daß, wie bei den Berliner Schleuderkugeln (glandes), das Material alt und nur die Schrift neueren Urſprungs iſt. Doch ſpielt das Material bei der Echtheitsfrage im ganzen die gleiche bedeutende Rolle, wie bei der Forſchung nach dem urſprünglichen Aufſtellungsort des Monuments: ſchon hatte es ſich uns aus verſchiedenen anderen Gründen mit Sicherheit ergeben, daß die einſt in der Krypta der Kirche zu Amſoldingen aufgeſtellten und jetzt im Thunerſchloß befindlichen römiſchen Inſchriften nach Aventicum gehörten, doch ſtand immer noch die Behauptung Mommſens im Wege, daß ſie aus Stockhornſtein geſchnitten ſeien, aber eine fachmänniſche Unterſuchung hat nun erwieſen, daß der Stoff vielmehr aus ſogenanntem Neocomien oder Juramarmor beſteht, welcher gerade in Aventicum mit Vorliebe verwendet wurde.

Ob die Inſchrift eingemeißelt oder nur eingekratzt oder aufgemalt ſei, muß ebenfalls in Betracht gezogen werden: die beiden letzteren Arten, Graffiti und Dipinti genannt, welche in Pompeji und Herculaneum in ſo reicher Zahl ans Licht gefördert wurden,

geben meiſt nur momentane Herzensergüſſe wieder, während Aeußerungen bleibender Natur regelrecht eingravirt werden. Es mußte daher nicht wenig auffallen, als in den ſechziger Jahren in dem Flecken Renningen bei Bonn beim Bloßlegen einer römiſchen Villa an deren Wänden große, feierliche Inſchriften a u f g e m a l t zu Tage traten, wie ſie ſonſt nur in Stein gehauen vorkommen. Der einmal geweckte Argwohn forſchte weiter, und die Fälſchung war bald in allen Theilen entlarvt. Fand man doch noch eine Stelle, wo die Farbe hübſch in einen neuen ſich durch die Mauer ziehenden Riß eingedrungen war.

Nicht weniger ſicher iſt ein auf die äußere Form antiker Monumente baſirter Schluß, da dieſelbe für gewiſſe Klaſſen, wie Grabſteine und Altäre, die am meiſten auftreten, einen typiſchen oder nur ſchwach variirenden Charakter an ſich trägt.

Ebenſo genau ſind Schrift, Interpunktion, Orthographie und Abkürzungen nach gewiſſen Regeln fixirt, von denen in alter Zeit nur dann abgegangen wird, wenn es ſich um eine jüngere Reſtauration eines urſprünglich weit älteren Monuments handelt, wie z. B. bei der Duilliusſäule oder columna rostrata, welche, 260 v. Chr. errichtet, in ihrer gegenwärtigen Geſtalt aus der Zeit des Kaiſers Claudius ſtammt. Auch die Inſchrift: lex parieti faciendo zu Puteoli gehört zwar in das Jahr 105 v. Chr., wurde aber erſt in der Kaiſerzeit eingehauen.

Dagegen können plebejiſche Sprachformen oder bloße Schreibverſehen, ſelbſt wenn ſie ſich in der Umſtellung von ganzen Zeilen äußern, nicht als Grund zur Verdächtigung gelten, da ſie auf unbezweifelt echten Urkunden häufig genug erſcheinen: man darf eben nicht vergeſſen, daß die Sprödigkeit des Materials einer nachträglichen Korrektur ſeitens der meiſt ganz ungebildeten Steinmetzen nicht beſonders günſtig war.

Immerhin finden ſich auch Verbeſſerungen, durch Wegmeißelung und nöthigenfalls Erſetzung des falſch eingravirten

Buchstabens oder Wortes oder Satzes hervorgebracht. Doch ist davon noch eine andere Anwendung dieser Prozedur zu unterscheiden, welche nicht den Wortlaut richtig herstellen, sondern einfach ändern will, also einer Fälschung gleichsieht. Lysias spricht in seiner Rede gegen Agoratos von einer den Mord des Phrynichos verherrlichenden Denksäule, auf der Agoratos seinen Namen später habe hinzumeißeln lassen, ohne daß ihn die Sache etwas angegangen sei. So verfügte der Senat öfters, es sollten die Namen verhaßter Kaiser auf den ursprünglich zu ihren Ehren errichteten Denkmälern ausgetilgt werden: dies geschah bei Caligula, Nero, Domitian, Commodus, Geta, Caracalla, Alexander Severus, Heliogabalus, Galerius, Maximian und Julian, freilich nicht immer in konsequenter Durchführung wie aus vielen ganz intakt gebliebenen Inschriften Domitians ersichtlich. Es war dies eine Art Nemesis dafür, daß jene Kaiser so oft auf herrliche Götterleiber ihre eigenen nichtssagenden Schädel aufgepflanzt haben. Hatten sich dann die Zeitumstände geändert, so stellte man den ausradirten Namen wieder her: dies sieht man z. B. auf einem bei Tunis gefundenen Meilenstein, der aus der Regierung des Maximian stammt. Weitere Aenderungen sind durch die löblichsten Absichten eingegeben, wie bei jenen attischen Urkunden, auf denen seither bezahlte Schulden als abgetragene gelöscht worden sind.

Etwas Aehnliches kann man auf dem jüngst in Heddernheim bei Frankfurt entdeckten Gigantenmonument beobachten, welches einer gewissen Gottheit geweiht war: hier ist die ursprüngliche Inschrift abgekratzt und durch eine neue ersetzt, freilich mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß es sich da um eine Erneuerung oder Ausbesserung gehandelt habe. Es liegt da somit keine eigentliche Fälschung vor, das heißt die Absicht, dem überlieferten Thatbestand eine mit der geschichtlichen Wahrheit nicht übereinstimmende, ganz andere Gestalt zu geben, sondern nur eine

Materialbenutzung, wie auf dem Gebiet der Handschriften in den sogenannten Palimpsesten.

Sachliche Fehler auf Inschriften sind wohl der sicherste Beweis für deren Unechtheit, und doch trifft es sich, daß auch solcherlei nur auf ein Steinmetzversehen hinausläuft. So wird auf Tafel 55 der Akten der Arvalbrüderschaft vom Kaiser Gordianus berichtet, er habe die tribunicische Gewalt besessen und sei dreimal Konsul gewesen: TRIB. POT. COS. III. Aber er hat das Konsulat nur zweimal bekleidet. Die Schwierigkeit wird gehoben, wenn man die Zahl III vor COS setzt, d. h. auf die Tribunenwürde bezieht, also einen Schreibfehler des Steinschneiders annimmt.

Finden sich von Inschriften keine Originalien mehr vor, sondern sind uns dieselben nur durch Handschriften bekannt, wie die Stücke des Einsiedler-Codex aus dem neunten bis zehnten Jahrhundert, die älteste Inschriftensammlung, die wir besitzen, oder gar nur durch Drucke, so ist von vornherein der Zweifel an deren Echtheit oder Authenticität nahegelegt, ja geradezu geboten. Kein Wunder, daß man da manchmal auch zu weit ging, wie Gori und Maffei, welche einige der Scipionengrabschriften, die früher nur in Kopien vorlagen, verdächtigten, während man später die Originale wieder auffand.

Oft beschränkt sich das Verdächtige darauf, daß der Abschreiber einige Worte der sonst echten Inschrift willkürlich geändert hat, namentlich, daß sonst nicht häufig vorkommende Abkürzungen in falscher Auflösung wiedergegeben wurden. So ist in einer solchen des kontrollirenden Originals verlustig gegangenen Inschrift bei Muratori p. 2016 der zwar seltene, aber doch nicht unbekannte, aus dem Griechischen bezogene Priestertitel Dendrophori (Zweigträger) vom Herausgeber ohne viel Umstände in Liguiferi (Holzträger) latinisirt worden.

Die größte Zahl gefälschter Inschriften bezieht sich auf

Provinzialverhältnisse, indem gewisse Landstädte damit ihr hohes Alter oder ihre Gründung durch hervorragende Persönlichkeiten des Mythus oder der Geschichte beweisen wollten. Die Renaissanceperiode liefert hierzu das bedeutendste Kontingent. Als Motiv liegt eine kleinbürgerliche Wichtigthuerei zu Grunde, der wir auch die Erstellung der berüchtigten Julia-Alpinula-Inschrift von Aventikum zu verdanken haben, deren Sprache allein schon auf neuere Jahrhunderte hinweist.

Wenn sich auch auf dem Gebiete der Kunst und noch mehr dem des Kunsthandwerks ähnliche Erscheinungen nachweisen lassen, so kann dies nicht befremden, ja das Gegentheil wäre geradezu unnatürlich. Belege dafür bietet auch hier bereits die alte Zeit. Phädrus beruft sich im Prolog zum fünften Buch seiner Fabeln zu seiner Rechtfertigung, daß er seine eignen Produkte äsopische nenne, geradezu auf die Sitte der Künstler seiner (der augusteischen) Zeit, ganz neue Marmorwerke auf den Namen des Praxiteles zu schreiben, um dadurch ihren Arbeiten mehr Werth zu verschaffen. Die Zeit, der wir die Auffindung der hervorragendsten Skulpturwerke des Alterthums verdanken, ist die nämliche, welche zugleich deren Wiederherstellung übernahm: ist ja nur ein ganz kleiner Bruchtheil der überlieferten plastischen Schöpfungen in unbeschädigtem Zustande auf die Nachwelt gekommen. Die Ergänzung derselben nun bot den Künstlern des Cinquecento und des sechzehnten Jahrhunderts die allerbeste Gelegenheit, mit den Meistern der antiken Plastik direkt in die Schranken zu treten: galt es doch als größter Ruhm, die Restauration eines Torsos so virtuos im Geiste des überlieferten Fragments auszuführen, daß eine Scheidung zwischen antiker und moderner Arbeit nicht mehr möglich schien. Und in der That zeigen die meisten Ergänzungen eine erstaunliche Vollendung; ja es kam sogar der Fall vor, daß man einer Restaurirung vor dem nachträglich aufgefundenen Original den

Vorzug gab, wie dies beim berühmten Farneſiſchen Herkules geſchah, deſſen Beine Guglielmo della Porta für Papſt Paul III. ſo vortrefflich ergänzt hatte, daß, als hinterher die echten Beine aufgefunden wurden, Michelangelo ſelber rieth, die von Porta gearbeiteten nicht abzunehmen, weil dieſe vor jenen den Vorzug verdienten. Rechnet man dazu, daß mit dem immer mächtiger erwachenden Kunſtſinn auch die Nachfrage nach Kopien antiker Meiſterwerke ſtets zunahm, ſo mußte daraus ſchließlich eine ſo innige Vertrautheit mit der Technik der Alten erwachſen, daß eine Trennung zwiſchen antiken und modernen Erzeugniſſen immer ſchwerer ward. So iſt es ein offenes Geheimniß, daß eine große Zahl der unſere heutigen Muſeen zierenden angeblich alten Kaiſerbüſten der Renaiſſanceperiode ihre Entſtehung verdankt. Eine ſichere Entſcheidung unterliegt da freilich den größten Schwierigkeiten, da ein ſonſt äußerſt werthvolles Kriterium zur Schlichtung ſolcher Streitfragen, beſtehend in der Feſtſtellung des Materials, welches für das betreffende Kunſtwerk verwendet worden, gerade hier nicht wenig von ſeiner Beweiskraft eingebüßt hat: weiß man doch, daß viele Kunſtprodukte des Cinquecento aus unleugbar echt antikem Stoffe erſtellt worden ſind. Unter dieſen Umſtänden muß man es um ſo freudiger begrüßen, wenn es der Umſicht und ſcharfſinnigen Kombination eines gewiegten Kunſtkenners gelungen iſt, eine in dieſes Gebiet einſchlagende Frage zu einer ebenſo überraſchenden wie überzeugenden Löſung zu bringen. In der Tribuna der Uffizien zu Florenz, mitten unter den wichtigſten Stücken der mediceiſchen Sammlung und dadurch ebenfalls als Hauptwerk charakteriſirt, befindet ſich die berühmte Statue des Meſſerſchleifers, von den Italienern Aguzza coltello, Arrotino oder Rotatore, von den Franzoſen Espion oder Rémouleur genannt. Es iſt eine knieende Figur von ausgeſprochen barbariſchem Typus, welche, durch irgend etwas im Schleifen eines Meſſers geſtört, den Kopf emporhält und mit

gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne lauscht, entschlossen, im nächsten Augenblick aufzuspringen. Man erblickte darin jenen Skythen, der von Apollo den Auftrag erhielt, dem besiegten Marsyas die Haut abzuziehen, und war daher zu der Annahme genöthigt, die Statue nicht als ein für sich bestehendes Stück, sondern als Bruchtheil einer größeren Gruppe zu betrachten, an der mindestens noch Apollo und der am Baum hangende Marsyas theilnahmen. Daß man es mit einer Antike zu thun habe, bezweifelte man so wenig, daß man das Werk sogar einer bestimmten Kunstschule, der pergamenischen, zuwies, ähnlich wie den sterbenden Gallier in der kapitolinischen Sammlung und die Gruppe des Galliers, der sein Weib getödtet, in der Villa Ludovisi, welche beiden Stücke ähnlich wie der Messerschleifer einen ausgeprägten Rassentypus zur Schau tragen. Anders fühlte freilich Jakob Burkhardt, der wegen verschiedener Eigenthümlichkeiten in der Technik an eine moderne Schöpfung dachte, in dieser Ansicht vorläufig allein stehend, bis vor dreizehn Jahren der Dichter und Kunsthistoriker Gottfried Kinkel den vollgültigen Beweis erbrachte, daß kein anderer als Michelangelo oder einer aus seiner Schule unter Anleitung des Meisters den Rotatore auf Bestellung des Großherzogs Cosmus von Medici angefertigt hat, und zwar zur Erinnerung an einen mit der im Jahre 1555 erfolgten Eroberung der Stadt Siena verknüpften Vorfall, wonach ein Gärtner, der eine Besprechung von vornehmen Sienensern belauscht, dem Großherzog davon Kenntniß gab. Es ist Kinkels Verdienst, dieses ganz deutliche Zeugniß des Joachim von Sandrart, welcher siebenzig Jahre nach dem ersten Auftreten der Statue seine kunstgeschichtlichen Notizen niederschrieb, wieder aufgefunden und nach seinem hohen Werthe gewürdigt zu haben. Dabei wollen wir gar nicht rechnen, daß die künstlerische Auffassung und die Technik, namentlich wie sie in der Behandlung des Gewandes auftritt, die größte Aehnlichkeit mit den Werken

Michelangelos aufweist und daß auch die Marmorart nur zu der neueren Zeit passen will. Angesichts dieser schönen Entdeckung ist es wahrscheinlich genug, daß sich ähnliche Fälle des öftern wiederholt haben werden.

Fälschungen von antiken Kunstgegenständen, wie sie die Ausbildung der modernen Technik so sehr begünstigt, sind im Grunde genommen unschuldig, solange die Originale noch vorhanden sind und sobald es sich dabei nicht um die Herstellung eines ganz neuen Typus handelt, dessen Auftreten unsere Kenntniß vom Alterthum nach irgend einer Seite hin zu ergänzen beabsichtigt. Denn dergleichen fällt faktisch unter die nämliche Kategorie wie Kopien überhaupt; ja sie tragen, wie diese, am meisten dazu bei, das Interesse für die antike Formgewandtheit zu wecken und überhaupt den Schönheitssinn auszubilden, sowie der andere segensreiche Vortheil darin liegt, daß dadurch das Auge der Kritik in wünschenswerther Weise geschärft und so beim Urtheilen viel mehr Vorsicht und Umsicht geübt wird. Solche gefälschte Gegenstände: Lampen, Vasen, Münzen und dergleichen darstellend, werden gegenwärtig in Athen und Rom massenhaft verkauft, und zwar ist es bezeichnend, daß sie nicht dort selber produzirt, sondern aus der Fremde und zwar vorzugsweise aus Italien und Frankreich importirt werden. Das deutsche Kunstgewerbe hat in den letzten Jahren sich auch auf diesem Gebiet bethätigt, wozu nicht wenig die namentlich infolge der Schliemannschen Entdeckungen aufgetauchte Antikomanie beigetragen hat. Auch in Aegypten versteht man sich trefflich auf diese Technik: nach unseres Berner Kollegen, Professor Schwarzenbachs Mittheilungen befinden sich gerade neben den Pyramiden regelrechte Fabriken für altägyptische Götzenbilder und Hieroglyphen, die dann in den Pyramiden und Königsgräbern solenn entdeckt werden.

Die Frage der Echtheit von überlieferten Schriftstücken

der alten Zeit hängt aufs engste zusammen mit der Unterscheidung von Antik und Modern. Welches sind die Merkmale zur Festsetzung dieses Unterschiedes? Worin besteht das Wesen des Antiken, worin das des Modernen?

Daß im großen und ganzen ein durchgreifender grundsätzlicher Unterschied vorliegt, ist nicht zu bezweifeln. Gewisse Eigenschaften sind von dem Begriff des Modernen nicht zu trennen, und so hat auch das Antike eine Anzahl von Zügen, welche für dasselbe charakteristisch sind. Und doch dürfte es einzelne Fälle geben, wo diese Kriterien für die Altersbestimmung nicht ausreichen. Wir sprechen nicht umsonst auch von dem Modernen im Antiken, indem wir in Litteratur und Leben der Alten öfters auf Kundgebungen stoßen, die wir sonst nur in der neueren oder gar erst neuesten Zeit für möglich gehalten hätten. So verbindet sich mit dem Antiken gemeiniglich der Begriff des Soliden, des Hervorragenden, des Idealen, mit dem Modernen die Vorstellung des Schwindels, der alles nivellirenden Gewöhnlichkeit, des Alltäglichen. Namentlich das Gründerthum wird als etwas spezifisch Modernes angesehen, von dem das Alterthum nichts gewußt noch geahnt habe. Aber wir besitzen noch aus verhältnißmäßig guter Zeit eine wenngleich nicht von Xenophon, dessen Namen vorgesetzt ist, herrührende, so doch immerhin noch dem vierten Jahrhundert vor Christo angehörende Schrift, welche sich über die Staatsfinanzen Athens und allerhand daran sich knüpfende volkswirthschaftliche Fragen in so abenteuerlichen Vorschlägen verbreitet, daß sie von der ersten besten Gründergesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts ausgegangen sein könnten. Der Verfasser dieses nationalökonomischen Essays giebt sich nämlich der komischen Täuschung hin, als könne die in der Staatskasse eingetretene Ebbe durch eine großartige Exploitirung der schon damals nicht ohne Grund brachliegenden, weil so ziemlich erschöpften Silberbergwerke von

Laurion im Nu überwunden werden, indem er mit dem Brustton der Ueberzeugung folgendermaßen argumentirt: je mehr Arbeiter sich an ein Unternehmen machen, um so reicher sind die Früchte ihres Fleißes, ergo, je mehr Leute in den Silberbergwerken arbeiten, um so mehr Silber finden sie. Zu dem Behuf schlägt unser Autor vor, der Staat solle so viel Sklaven ankaufen, daß auf jeden atheniſchen Bürger ſchließlich deren drei kämen, und dieſe Sklaven ſolle dann die Regierung für die Bergwerksarbeit an Private vermiethen. Dem Einwurf, daß der Staat dieſe großen Maſſen am Ende gar nicht abſetzen könne, wird mit einem nicht weniger wohlfeilen Satze begegnet: warum ſollte, heißt es, ſich Einer vom Staate weniger Sklaven miethen, als von einem Privatmann, wenn er ſie unter den gleichen Bedingungen miethen kann? Miethet man doch auch Tempel und Heiligthümer und Häuſer und Gefälle von der Stadt, warum alſo nicht auch Sklaven? Und ein anderer Einwurf, es könne nur durch das Anlegen von neuen Schachten etwas Nennenswerthes erzielt werden, dies vermeide man aber um des Riſikos willen, wird durch den phantaſtiſchen Vorſchlag widerlegt, es ſollten jeweilen alle zehn Phylen auf einmal neue Schachte graben und jeglichen Verluſt oder Gewinn gemeinſchaftlich tragen: dann werde jedenfalls die eine oder andere Bürgerabtheilung etwas finden und ſo der anderen nicht nur ihren Schaden erſetzen, ſondern ſogar noch poſitive Emolumente zubringen. Und dergleichen offenkundiger Schwindel iſt im vorliegenden Falle unzweifelhaft antik!

Ja, wäre die erwähnte Unterſcheidung unbedingt und ausnahmslos richtig, ſo würde dies allerdings bei der Beurtheilung des Alters und der Herkunft eines Stückes mit bedeutendem Gewicht in die Wagſchale fallen. So aber ergiebt ſich aus einer unbefangenen Erwägung, daß die genannten, einander geradezu ausſchließenden Eigenſchaften höchſtens auf gewiſſe, zeitlich eng

begrenzte Epochen oder Produktionsgebiete beider Zeiten Anwendung finden. Auch das wäre falsch, wenn man etwas nur aus dem Grunde der Neuzeit zuschieben wollte, weil es gedankenarm ist, gerade wie es umgekehrt ebensowenig zulässig ist, etwas als antikes Produkt zu definiren, weil es sich an Geist über das Durchschnittsniveau erhebt.

Einen nicht geringeren Fehler würde Jener begehen, welcher ein Litteratur- oder Kunsterzeugniß, sobald nur einmal dessen antiker Ursprung bezeugt ist, schon um dessentwillen sofort als besonders schön ausgeben wollte, eine Auffassung, die nur zu oft von weiteren Kreisen getheilt wird. Oder soll etwa das Moderne, auch wenn es noch so sehr hervorragt, mit Geringschätzung beiseite geworfen werden einfach deshalb, weil es modern ist? Das wahrhaft Große und Schöne ist an keine bestimmte Zeit gebunden, so wenig wie das Unbedeutende und Häßliche. Der treue Historiker konstatirt da einfach das Vorhandensein, ohne sich durch etwelche Vorurtheile bestimmen zu lassen.

Je tiefer man in die Erzeugnisse der antiken Welt eindringt, um so mehr ist man zu dem Geständniß genöthigt, daß der Begriff des Klassischen nur eine beschränkte Anwendung zuläßt. Es findet sich da eine große Menge Mittelgut, ja sogar nicht wenig geradezu Schlechtes. Solcherlei darf man nicht beschönigen oder vertuschen oder gar anders taxiren, sondern, in der Gegenwart lebend und von der Gegenwart ausgehend, haben wir an alles den historischen Maßstab anzulegen. Dann werden wir nichts überschätzen und nichts zu gering achten: denn auch das Unbedeutende erhält seine Wichtigkeit, wenn es als kulturgeschichtliche Aeußerung gefaßt wird.

Wenn wir nicht in der antiken Welt aufgehen, sondern die ganze Entwickelung verfolgen, welche der menschliche Geist von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart durchlaufen hat, so erscheint uns das Alterthum allerdings als eine ganz eigenartige

Epoche, deren Nachahmung des Schweißes der Besten werth ist, aber fern liegt uns die den Alterthumsfreunden so oft fälschlich unterschobene Absicht, als wollten wir die Gegenwart schlechtweg durch das Alterthum ersetzen. Das wäre eine Beschränktheit, welche deutlich verriethe, daß sie nicht weiß, wofür Geschichte da ist. Dagegen soll freilich die Gegenwart aus jeder Phase menschheitlicher Entwickelung das Hervorragende stetsfort scharf im Auge behalten und nachbilden, damit frühere Zeiten nicht umsonst gelebt, gestrebt und gerungen haben. Nur dann wird eine allgemeine echt humanistische Bildung erzielt, wie sie eben die Signatur der heutigen Zeit sein soll.

Eine genauere Datirung ist nicht wenig durch die in neuerer Zeit bedeutend fortgeschrittene Kenntniß des Mittelalters ermöglicht. Während man früher, wo man das Mittelalter einfach als ein wüstes Konglomerat von Finsterniß nnd Geistlosigkeit ansah, alles, was irgendwie einen höheren Anstrich hatte, dem Alterthum zuwies, urtheilt man jetzt viel behutsamer. Wir besitzen unbedingt dem Mittelalter angehörige Produkte von einer solch klassischen Reinheit, daß sie eine Menge von weniger Brauchbarem aus dem Alterthum aufwiegen. Vieles wird künftig dem Mittelalter zugeschrieben werden müssen, ohne daß sich damit der Begriff des weniger Vollendeten zu verbinden brauchte. Man denke an Theodulph und andere Dichter der karolingischen Zeit; auch die Komödien einer Roswitha finden sich dort jetzt bei dieser seither gewonnenen Einsicht weit besser zurecht, als früher. So ist z. B. die Meinung, als ob ein in einer Handschrift des neunten oder zehnten Jahrhunderts überliefertes Gedicht noch dem Alterthum zuzuweisen sei, nicht mehr zu halten, seitdem man weiß, daß sogar in Handschriften noch höheren Alters, wie im Cod. Bern. 363 aus dem achten bis neunten Jahrhundert, Zeitprodukte geboten werden. Daß unter diesen Umständen bei der Alterthumsforschung eine genaue Kenntniß ver-

wandter Gebiete und benachbarter Zeiten, namentlich ein fleißiges Studium des Mittelalters nicht zu umgehen ist, leuchtet ein: wir werden für diese Erweiterung unserer Aufgabe reichlich belohnt durch die zunehmende Erkenntniß, daß das Mittelalter ein treuer Bewahrer einer reichen Fülle antiker Vorstellungen gewesen ist, so daß wir uns zur Ergänzung der antiken Trümmer sogar noch hier vielfach Raths erholen können, ohne deshalb die mittelalterliche Provenienz des fraglichen Schriftstücks in Zweifel ziehen zu brauchen.

Welches sind nun aber die Mittel, um gegenüber den raffinirten Umtrieben der Fälschung der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen?

In einigen Fällen bietet die Sache keine großen Schwierigkeiten. Die Humanisten produzirten ihre Fälschungen manchmal in höchst naiver Weise: sobald man nur irgendwo den Zusatz anbrachte, man habe dies und das aus einer alten Handschrift, so schien damit allen Anforderungen der Kritik reichlich Genüge gethan, und fügte man gar noch einige nähere Details hinzu über die Umstände, unter denen die angebliche Entdeckung vor sich gegangen sei, so glaubte man erst recht jeden Einwand von vorneherein abgeschnitten zu haben, und kümmerte sich nicht mehr viel darum, ob das Gebotene auch eine echt antike Farbe habe oder nicht. Man verfuhr da oft mit einer ganz unglaublichen Sorglosigkeit, die sich nur dadurch erklären läßt, daß zu jener Zeit der Wiedererweckung der klassischen Studien die Sehnsucht nach neuem Zuwachs zu den geretteten Resten des Alterthums eine nicht zu stillende war. Je größer aber die Nachfrage, um so üppiger wuchert die Fälschung, ein Satz, dessen Richtigkeit sich auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit täglich neu bewahrheitet. Auch hierfür liefert unsere treffliche Berner Bibliothek ein glänzendes Beispiel.

So findet sich in einem allerhand Aufzeichnungen und

Kollektaneen Pierre Daniels, des früheren Besitzers unserer Handschriften, enthaltenden Sammelband auch ein von einer Hand des sechzehnten Jahrhunderts geschriebener Traktat „über die Selbstliebe", voller Geist und Humor und mit umfassender Kenntniß der alten Schriften ausgestattet. Diesem geht ein vom 11. August 1530 aus Padua datirter Brief eines gewissen Camillus voraus, in welchem dieser den gütigen Leser versichert, daß sich nach seiner festen Ueberzeugung in den Bibliotheken Europas und ganz besonders in denen Italiens noch eine Menge bisher unbekannt gebliebener Werke des Alterthums finden müßte. Diese seine Vermuthung habe sich nun vorläufig bei der vorliegenden Schrift glänzend bewährt, die er auf der öffentlichen Bibliothek zu Padua aufgefunden. Leider aber könne er den Namen des Verfassers dieses goldenen Büchleins nicht nennen, denn — und nun hören wir des Camillus Worte selber: „Man sah, daß an diesem Codex vorne eine Anzahl Blätter abgerissen waren, welche zusammen mit dem noch vorhandenen Stück einen Band von anständiger Ausdehnung ausgefüllt haben müssen. Wie das aber geschehen ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat ein Entdecker des Werkes, da er es als einen Schatz betrachtete, uns dasselbe vorenthalten oder er hat es unter seinen Auspizien und unter eigener Fahne unter das Publikum geworfen." Kurz, es sei nur noch der Schluß des Bandes mit dem Traktat über die Selbstliebe da und darauf die Ueberschrift: „Von dem Nämlichen", samt den räthselhaften Buchstaben P und li. Der Brief schließt mit dem Satze, daß die Bedeutsamkeit und Feinheit der hier entwickelten Gedanken, die elegante Reife des Ausdrucks und die Komposition der ganzen Abhandlung ohne weiteres darin ein Erzeugniß jenes glücklichen Alterthums erblicken lasse.

Der Leser hat bereits die Fadenscheinigkeit der Behauptungen des Briefschreibers herausgemerkt. An einen antiken Ursprung des allerdings nicht ohne Geschick und Talent geschriebenen Auf-

satzes, welcher vom Verfasser vor elf Jahren zu Ehren des fünfzigjährigen Doktorjubiläums des hochverdienten Berner Professors Ferdinand Rettig im Namen der philosophischen Fakultät der Hochschule Bern veröffentlicht worden ist, kann mit Ernst nicht gedacht werden, wenn man die darin offen zu Tage tretenden christlichen Vorstellungen, die direkten Hinweisungen auf Stellen des alten und neuen Testaments und den merkwürdigen, gerade den Humanisten eigenthümlichen Synkretismus monotheistischer und heidnischer Anschauungen ins Auge faßt. Dagegen ist keine Frage, daß die erstaunliche stilistische Gewandtheit des Schriftchens unsere Achtung vor der Leistungsfähigkeit der Humanistenzeit nicht wenig erhöhen muß. Aber es hat dieses Schriftstück noch nach einer anderen Seite eine ganz unerwartete Aufklärung gebracht. Es finden sich nämlich darin drei Gedichte, welche zuerst von Patisson im Jahre 1587 seiner Ausgabe des Petronius beigefügt worden waren, dann drei Jahre darauf von Pithoeus in seiner Sammlung alter Epigramme wiederholt wurden und seither als antik in der lateinischen Anthologie figuriren. Deren Echtheit wurde vornehmlich deshalb angezweifelt, weil Patisson nicht angegeben, woher er sie bezogen hatte, und sie sich auch seither in keiner Handschrift hatten entdecken lassen. Nun, jener Zweifel ist jetzt mit Hülfe unserer Berner Handschriftensammlung zur gewissen Behauptung erhoben, denn das fragliche Schriftwerk trägt hinten auf der Umschlagseite ganz deutlich die Aufschrift: „A. Ms. Patisson.“ Damit ist die Frage nach der viel bezweifelten, aber noch im Jahre 1861 von Göttling warm vertheidigten Echtheit dieser Gedichte endgültig entschieden, was vorher um so schwieriger war, als in denselben eine gereifte Kunst der Darstellung zu finden ist und eines sogar mit dem Namen des Kallimachus geschmückt erscheint.

Mit besonderer Sorgfalt muß jeweilen das Material des betreffenden Schriftstücks untersucht werden, da dessen Bestimmung

oftmals schon allein hinreicht, um eine Fälschung an den Pranger zu stellen. Hierfür finden sich in allen Zeiten schlagende Beweise. So lesen wir bei Plinius, der Statthalter von Lycien, Licinius Mucianus, der unter den Kaisern Claudius und Vespasianus dreimal die Konsulwürde bekleidet, berichte in seinem Geschichtswerk, er habe während seines lycischen Aufenthalts in einem Tempel daselbst einen Brief gesehen und gelesen, den Sarpedon von Troja aus nach Hause geschickt: dieser Brief sei auf Papyrus geschrieben gewesen. Dagegen bemerkt aber Plinius sofort mit Recht, an ein echtes Aktenstück könne da unter keinen Umständen geglaubt werden: denn selbst noch in Homers Zeit, so lange nach Sarpedon, sei derjenige Theil von Aegypten, der allein die Papyrusstaude hervorbringe, nichts als Meer gewesen und erst viel später durch den Nilschlamm angeschwemmt worden. Auch hätte dann Homer dem Bellerophontes nicht ein gefaltetes Täfelchen überbringen lassen, sondern ein Schreiben auf gleichem Material, wenn man dieses damals schon gekannt hätte.

Nicht viel besser erging es dem Fälscher Inghirami, welcher im Jahre 1637 in Frankfurt einen Band etruskischer Urkunden herausgab, die er bei Volterra tief unter dem Boden gefunden haben wollte, Aktenstücke, welche die älteste Geschichte Roms und anderer italischer Völker, deren Sitten, Gebräuche und Thaten enthielten. Nach Inghirami sollten diese Sachen mehrere tausend Jahre lang in der Erde vergraben gewesen sein, aber — sie waren auf gewöhnlichem Lumpenpapier geschrieben, ja es hatte sogar jeder Bogen sein Fabrikzeichen, das keiner anderen Zeit, als der Inghiramis selber angehörte.

Bekanntlich sind Bronzegegenstände aus dem Alterthum durch die Länge der Zeit mit einer ehrwürdigen grünen Kruste überzogen, welche Patina genannt wird. Auch diese hat die moderne Fälschung künstlich herzustellen verstanden, doch, wie es scheint, nur in Verbindung mit einem Firniß, der nach meines

Kollegen Prof. Schwarzenbach gütiger Mittheilung vor dem Petroleum nicht standhält, während die echte Patina dadurch nicht weiter angegriffen wird. Früher gab man ein anderes Rezept an: der fragliche Gegenstand solle vierundzwanzig Stunden lang reinem Alkohol ausgesetzt, dann gebürstet und endlich in konzentrirte Säuren gelegt werden: dies halte die künstliche Patina nicht aus. Aber auch die natürliche nicht, wie uns die genannte Autorität belehrt hat.

Der einem Schriftstück übergeschriebene Name des Verfassers schützt dasselbe noch keineswegs gegen den Verdacht der Unechtheit. Immerhin sind relativ am sichersten die Namen obskurer oder wenigstens nicht in den vordersten Reihen der Litteratur kämpfender Männer, während andererseits Schriften bedeutender Geister am häufigsten der Fälschung unterliegen, resp. deren Namen am ersten dem Mißbrauch ausgesetzt sind. Bei diesen ist der Verdacht der Fälschung nur dann von vornherein unmöglich, wenn die betreffende Schrift außer der in der Handschrift vorgesetzten Bezeichnung durch weitere direkte Zeugnisse von Zeitgenossen oder durch Verweisungen in anderen Schriften desselben Verfassers oder durch Citate glaubwürdiger Gewährsmänner anerkannt wird. Wo diese Bedingungen nicht gegeben sind, ist jeder Zweifel prinzipiell nicht bloß erlaubt, sondern sogar geboten, natürlich vorausgesetzt, daß er sich auf bestimmte Verdachtsgründe stützt.

Diese Verdachtsgründe sind mehrfacher Natur. Entweder ist von dem genannten Verfasser gar keine gleiche oder keine ähnliche Art von Schriftstellerei bekannt; oder der darin zu Tage tretende Ton und die ganze Weltanschauung entspricht nicht dem anderwärts bekannten Charakter des Verfassers; oder die in dem Schriftstück berührten Realien stimmen nicht zu der Zeit des vorgesetzten Namens; oder die Sprache und der Stil des Schriftstücks befindet sich nicht im Einklang mit anderen

Schriften desselben Verfassers oder, wo solche verloren gegangen sind, mit dem Sprachgebrauche der Zeit überhaupt, der es angehören will.

Das Zusammenwirken aller vier Verdachtsarten bedingt die Verwerfung des betreffenden Schriftstücks trotz des vorgesetzten Namens. Dagegen haben die zwei ersten Gründe, für sich allein genommen oder auch miteinander vereinigt, noch keine absolute Beweiskraft, da die für die genannten Punkte sonst überlieferten Nachrichten unter Umständen sehr lückenhaft sind. Hinwiederum können die zwei letzten Beobachtungen für sich genügen, da ja die in den zwei ersten Punkten genannten Requisiten, falls sie sonst genügend bekannt sind, den gefälschten Ersatz eines dahin zielenden Verlustes veranlaßt haben können.

Die Hauptfrage, ob etwas der Individualität eines vorausgesetzten Verfassers angemessen ist, wird zunächst durch den Stoff, den Inhalt erledigt. Wenn ein Schriftsteller sagt, er sei an einem Ort gewesen, wo er überhaupt oder zu der angegebenen Zeit nicht gewesen ist, so muß das als ein Widerspruch gelten; desgleichen, wenn er Umstände erwähnt, welche erst nach seiner Zeit eingetreten sind, oder wenn von ihm frühere Ereignisse als gleichzeitige bezeichnet werden. In dem vierten Briefe des Sokratikers Aeschines wird erzählt, die Athener hätten Pindar durch Errichtung einer Statue geehrt, während bei Isokrates an einer Stelle, wo er sämtliche Pindarn erwiesene Ehren aufzählt, von jener Statue nichts zu finden ist und man auch sonst weiß, daß die Athener bis auf Konon nur dem Solon, Harmodios und Aristogeiton Statuen gesetzt haben. Oder in einem Brief des Sokrates an Xenophon wird vorausgesetzt, Xenophon wohne bereits im Peloponnes, während er erst nach Sokrates' Tod dorthin übersiedelte.

Natürlich muß in solchen Fällen festgestellt werden, ob nicht etwa Gedächtnißfehler oder absichtliche Anachronismen vor-

liegen. In Platons Dialogen werden oft historische Fakta erwähnt, die einer viel späteren Zeit angehören, als die zu Grunde gelegte Scenerie: dergleichen findet man im Menon, Gorgias, Symposion, Menexenos und in der Republik. So hält im Menexenos Aspasia eine Leichenrede auf die im korinthischen Krieg Gefallenen vor Sokrates bei Lebzeiten des Perikles, aber die Zeitdifferenz beträgt vierzig Jahre. Solches erklärt sich aus dem poetischen Charakter der platonischen Schreibart.

Weiter kommt in Betracht, wenn z. B. in einer Rede oder in einem Gesetz Unkenntniß der gleichzeitigen Ereignisse und politischen Einrichtungen hervortritt. Dies ist der Grund, weshalb viele Dekrete in den Reden des Demosthenes verworfen werden müssen. Ferner zog daraus in der neuesten Zeit Hermann Lipsius seinen Hauptbeweis für die Unechtheit der ersten demosthenischen Rede gegen Aristogeiton, weil sich nämlich darin eine nicht unbeträchtliche Zahl von Behauptungen findet, die mit dem zu Demosthenes' Zeit herrschenden und überhaupt bekannten Verhältnisse des attischen Rechts in Widerspruch stehen. Ein Brief des Manethon an Ptolomäus Philadelphus nennt diesen Sebastos; dies ist aber die bekannte griechische Uebersetzung des römischen Kaisertitels Augustus.

Widerspricht eine Stelle den anderwärts geäußerten Meinungen des Autors, so darf man deshalb noch nicht ohne weiteres die Schrift für unecht erklären, denn es kann Nachlässigkeit, Vergeßlichkeit, auch sogar Absicht der Grund sein, letzteres z. B. in der humoristischen Litteratur, welche sich des Motivs des Widerspruchs mit Vorliebe bedient: man vergleiche bei Shakespeare die Rolle des Narren, die Rede der Ophelia, des Todtengräbers u. s. w. Ganz anders steht es mit jenem Widerspruch, wonach Demosthenes, welcher sonst das Schauspielgeld auf das heftigste bekämpft, auf einmal in der vierten philippischen Rede als dessen warmer Fürsprecher auftritt.

Doch muß man im allgemeinen bei der Annahme einer Disharmonie vorsichtig sein, da jede Individualität innerhalb gewisser Grenzen veränderlich ist. Oft liegt der Grund davon nur in einer Verderbniß der Ueberlieferung. So das berühmte Konxompax der griechischen Mysterien (ἐπὶ τοῖς τετελεσμένοις), in dem man sogar Reste einer verschollenen Ursprache erblicken wollte, bis Lobeck im Aglaophamus die Sache aufklärte. Die bekannte Stelle bei Hesychius lautete nämlich ursprünglich: κόγξ ὄμοίως πάξ, ἐπὶ τοῖς τετελεσμένοις und das letzte Wort bedeutet einfach: „Wenn man mit etwas fertig ist."

Handelt es sich darum, zu bestimmen, ob ein auf einen bestimmten Namen geschriebenes Werk diesem auch zugehört, so ist die Entscheidung natürlich nur dann möglich, wenn man den betreffenden Autor sonst schon kennt, wenn seine Individualität anderswoher bekannt ist. Es ist dann die Vergleichung, welche herausbringt, ob Identität des Verfassers vorliegt. Allerdings muß man über die Echtheit dieser anderen Schriften vorerst ebenfalls im reinen sein. Man käme auf diese Weise zu keinem Ziele, wenn man nicht für einige Werke eine sichere Beglaubigung durch äußere Zeugnisse besäße und zwar für Werke, in denen die Individualität des Verfassers genügend ausgeprägt ist, um einen vergleichenden Schluß auf andere Schriften zu ermöglichen.

Allerdings ist die auf die Kompositionsweise basirte Kritik bedeutend schwieriger, als die auf Stoff und Inhalt zurückgreifende. Hier sind nicht bloß Verschiedenheiten maßgebend, sondern auch Aehnlichkeiten; die allzuweit getriebene Aehnlichkeit eines Werkes mit echten Schriften ist oft ein stärkerer Beweis für die Unechtheit, als eine große Differenz, da kein Schriftsteller von irgend welcher Bedeutung seinen eigenen Stil sklavisch nachahmt. So sind die nicht von einem Verfasser herrührenden Anakreontea freilich alle über einen Leisten geschlagen, nicht aber

die echten Stücke des Anakreon, welche eine ausgesprochen individuelle Färbung haben.

Verschiedenheiten bei Werken des nämlichen Autors brauchen mit der Individualität desselben nicht im Widerspruch zu stehen: sie können sich auch sonst zur Genüge erklären, ohne daß die Einheit der Person aufgegeben werden muß, z. B. wenn es sich um verschiedene Gattungen der Komposition handelt. So bemerkt schon Dionysios von Halikarnaß, Lysias zeige in seinen erotischen Reden einen anderen Charakter, als in den übrigen. Grab- und Leichenreden haben einen anderen Stil, als Anklage- oder Vertheidigungsreden.

Daß hierbei auch der Sprachschatz gehörig in Betracht zu ziehen ist, leuchtet ein. Am sichersten urtheilt man da, wenn sich die Verschiedenheiten als Eigenthümlichkeiten eines anderen Zeitalters oder einer anderen Nationalität herausstellen.

Die Frage nach dem Entwickelungsgang ist ebenfalls von hohem Werthe: die Lebensschicksale lassen einen Menschen in späteren Jahren oft ganz anders erscheinen, was sich naturgemäß auch in seinem Stil ausprägen wird: der große Unterschied der Schreibart, der sich zwischen der Schrift des Tacitus über die Redner und seinen sonstigen Werken beobachten läßt, rührt einfach daher, weil jene eine Jugendarbeit des Historikers ist.

Auch muß man unterscheiden, ob sich die Differenzen auf Einzelheiten beziehen oder ob sie in dem Charakter des ganzen Werkes liegen. Im erstern Fall darf man mit der Annahme einer Fälschung nicht so rasch bei der Hand sein, da jene Einzelheiten leicht durch vertiefte Interpretation, feinere Beobachtung des Sprachgebrauchs, diplomatische und Konjekturalkritik bereinigt werden können. Dawesius wollte die letzte pythische Ode Pindars für unecht erklären, weil darin das Wort Aigina ein kurzes i habe, was sonst nirgends bei Pindar der Fall; ein anderer Anstoß lag sonst nicht vor. Hier mußte man zuerst

ſehen, ob nicht auf dem Weg der Kritik der Fehler zu heben ſei: denn daß dies als ein Fehler zu betrachten war, der Pindar nicht zugemuthet werden durfte, war bei ſeiner ſorgfältigen Behandlung der Metrik nicht zu bezweifeln. Aber es iſt gar kein Fehler vorhanden, das ι iſt auch hier ganz richtig lang gebraucht und Daweſius hat einfach das Metrum nicht genau genug unterſucht.

Die Vergleichung wird ſicherer, je größer der Umfang der zu vergleichenden Schriften iſt. Oft iſt aber das in Frage kommende Stück ſo klein, daß man zwar feſtſtellen kann, es rühre dasſelbe von einem beſtimmten Autor nicht her, dagegen nicht, wer denn der Verfaſſer geweſen iſt. Denn man darf eine Schrift nicht ſchon deshalb einem Autor zuſchreiben, weil ſie ihm nicht unangemeſſen iſt, ſondern nur, wenn noch andere Beweiſe hinzutreten. Die Alten hatten da ein feines Gefühl; Cicero erwähnt in ſeinen Briefen einen Servius als gewiegten Plautuskenner, der bei jedem ihm vorgelegten Vers habe ſagen können: dieſer Vers iſt von Plautus und dieſer nicht. Wir müſſen uns da in vielen Fällen mit negativem Reſultate beſcheiden; es giebt auch eine gewiſſe Kunſt des Nichtwiſſens.

Oft iſt Gleichheit des Namens an falſcher Tradition ſchuld. Eine Schrift über die Erklärungskunſt, welche von dem unter Mark Aurel lebenden Demetrios von Alexandria verfaßt war, wurde dem in äſthetiſch-rhetoriſchen Fragen als Autorität verehrten Demetrios von Phaleron zugeſchrieben, der mehrere Jahrhunderte früher gelebt hat. Weiter wurde Plautus mit einem ſpäter lebenden Dichter Plautius verwechſelt; dem Epiker Ennius ſchrieb man die Erfindung der römiſchen Stenographie zu, während vielmehr ein viel ſpäterer Grammatiker gleichen Namens ſich mit ſolchen Fragen beſchäftigte. Mancher Irrthum wurde, wie ſchon bemerkt, dadurch erzeugt, daß in den Rhetorenſchulen Uebungsreden, Briefe u. ſ. w. unter dem Namen berühmter

Männer aufgegeben und angefertigt wurden. Solche Fiktionen wurden dann später als echt betrachtet.

Von der höchsten Bedeutung ist aber auch die Zeit der Ueberlieferung des betreffenden Schriftstücks. Findet sich dasselbe erst in Handschriften der Renaissancezeit, so ist bei der notorischen Sucht der Humanisten, namentlich der Italiener des fünfzehnten Jahrhunderts, die Lücken der wieder erschlossenen Litteraturen durch eigene Schöpfungen auszufüllen, ein Zweifel an der Echtheit auch dann gerechtfertigt, wenn keine von den genannten Verdachtsarten vorliegt. Denn die Virtuosität jener Humanisten in der Erfassung und Nachbildung des antiken Geistes ist eine ganz erstaunliche, und die meisten der dahin gehörigen Fälschungen sind nur mit Mühe und oft nur ganz zufällig zu erkennen. Denn das ist doch nur eine Seltenheit, daß Stücke schon durch Anachronismen, Sprache und Ton ihren modernen Ursprung verrathen, wie die Komödien Philodoxios und Philogenia der Berner Handschriftensammlung, als deren Verfasser ein gewisser Lepidus ausgegeben wird. Umgekehrt erweckt ein Schriftstück um so mehr Vertrauen, je näher die dasselbe überliefernde Handschrift der Zeit des Autors selbst kommt. Aber auch da gilt es behutsam zu sein. Von dem Werke des florentinischen Kanzlers Benedictus de Accoltis (1415—1466) über die Kreuzzüge existirte bis vor kurzem nur eine einzige Handschrift, nämlich die, welche der Verfasser selber mit prächtigen Miniaturen ausgestattet dem Herzog von Orleans als Geschenk übermacht hatte. Wenn irgendwo, so glaubte man hier auf absolute Treue des Textes zählen zu dürfen. Und doch ist dieses kalligraphische Prachtstück voll sinnentstellender Fehler. Glücklicherweise werden dieselben durch eine von uns auf der Berner Stadtbibliothek entdeckte Kollation von Bongars beseitigt, welche dieser nach einem dem Original näher kommenden Exemplar des englischen Gesandten Wotton in Venedig im Jahre 1611 zu Hanau angefertigt hatte.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die ältere Handschrift besser ist, als die jüngere, aber auch das Gegentheil kommt vor, sobald nämlich das jüngere Zeugniß direkt aus einer früheren Quelle geflossen ist, welche den anderen Codex an Alter noch überragt. Dies gilt in gleicher Weise für einzelne Textstellen, wie für ganze Stücke. Sonst ist es immer bedenklich, wenn sich von Werken, welche aus dem Alterthum herrühren wollen, nur ganz junge Handschriften nachweisen lassen, obwohl es auch hier Ausnahmen giebt; das Excerpt des Julius Obsequens aus Livius findet sich nur im ersten Druck; das geographische Gedicht des Rutilius beruht auf einer Abschrift des sechzehnten Jahrhunderts; von einem ähnlichen Werk des Avienus, ora maritima betitelt, giebt es gar keine Handschrift mehr.

Desgleichen ist die Art der Ueberlieferung von großer Wichtigkeit. Findet sich das Stück mitten unter offenkundigen Falsifikaten, etwa in einem Traktat des Fulgentius oder des Virgilius Asianus, dann wird der Verdacht von vornherein rege; jedoch genügt eine solche Umgebung allein noch nicht zur absoluten Verdächtigung, da ja die genannten Fälscher keineswegs nur ersonnene Citate beibringen. Dagegen ist der Fall nicht als verdächtigend zu bezeichnen, wenn das fragliche Stück sich mitten unter Traktaten heterogenen oder auch jüngeren Inhalts befindet. Solche Miscellanhandschriften, deren Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß sie alles Mögliche aller Zeiten in sich vereinigen, wurden in den Klöstern mit Vorliebe angelegt, namentlich wenn es galt, sich auf dem Excerptenwege rasch mit dem Hauptinhalt einer von einem anderen Kloster geliehenen Handschrift vertraut zu machen. Einem derartigen Codex verdankt man die zwei von uns edirten bukolischen Gedichte von Einsiedeln, welche aus der Zeit Neros, näher aus dem Jahre 64 n. Chr. stammen und nicht aus dem Mittelalter, wie Orelli und Pater Gall Morel meinten. Selbstverständlich

wächst unser Zutrauen zu der Wahrhaftigkeit der Ueberlieferung, wenn sich das betreffende Stück mitten in einer fortlaufenden, nach Art einer Anthologie eingerichteten Excerptenreihe vorfindet.

Noch ist zu untersuchen, ob ein Werk seiner *Kunstregel* wirklich angemessen ist oder nicht, ob der Charakter der Litteraturgattung, der es angehören will, darin auch ausgedrückt wird. Da jedoch die einzelnen Vertreter derselben vielfach ihren eigenen Weg gehen, so darf man bei der Bestimmung der Gattungsregel nur solche Züge aufnehmen, die wirklich allen gemeinsam sind.

Bei *poetischen* Werken spielt hier das *Metrum* eine große Rolle, welches in der klassischen Zeit nach strengen Gesetzen gehandhabt wird. Dann bei allen ohne Ausnahme der *Stil*. Hier muß der originale Stil von der Manier unterschieden werden, wodurch allein schon sich Echtes von Falschem deutlich abhebt. Die älteren Schriftsteller der Griechen und Römer haben Stil, die jüngeren fast nur Manier. Der Stil geht ganz von selbst aus der Bildung der Zeit hervor, ist ein Kind der Verhältnisse und des individuellen Charakters, die Späteren haben sich nur gezwungen, den alten Stil nachzuahmen, obwohl die denselben bedingenden Verhältnisse ihnen selber fehlten. So ahmt Aristides den Demosthenes nach, aber man merkt es auf den ersten Blick.

Noch ein paar Worte über die *Motive* der Fälschung: diese treten in verschiedener Gestalt auf. *Gewinnsucht* und *Eitelkeit* erscheinen da als die gewöhnlichsten Faktoren. Die erstere, welche in unseren Tagen fast allein den Plan beherrscht, hat schon in alter Zeit ihre Wirkungen geübt, und zwar war daran die Bücherliebhaberei der Ptolomäer und der Attaliden schuld, welche für seltene Schriften besonders hohe Preise ausrichteten. Dies meldet deutlich Galen und zwar mit Rücksicht auf alle Schriftsteller: „Als die Attaliden und Ptolomäer in Vergrößerung ihrer Bibliotheken miteinander wetteiferten, be-

gann die Betrügerei mit Büchern und Büchertiteln. Denn es gab Leute, die, um den Preis ihrer Bücher zu erhöhen, sie für Werke großer Autoren ausgaben und sie so an diese Fürsten verkauften."

Dazu kam die Prachtliebe der Renaissance, über welche Maffei in seiner Methode der Steinkritik sich also vernehmen läßt: „Da man bereits seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts in Italien begonnen hatte, mit diesen Resten des Alterthums Vorhallen, Gärten, Villen auszuschmücken und Derjenige nicht allen Anforderungen der feinen Bildung und Freigebigkeit entsprochen zu haben schien, der solche Kleinodien nicht aufweisen konnte, so gab es damals Leute, welche, wenn nicht Echtes zur Hand war, es ruhig geschehen ließen, daß man in Nachahmung des Echten Unwahres fälschte oder wenigstens, damit ja jedes Oertlein anmuthig ausgefüllt werde, Erdichtetes unter Rechtmäßiges mischte."

Ein durch dieses Motiv hervorgerufener Betrug wurde um so sorgloser ins Werk gesetzt, sobald sich dazu noch ein falscher Patriotismus gesellte. Die 1835 erschienene Beschreibung Athens von Pittakis wimmelt von derartigen durch nationalen Ehrgeiz veranlaßten Fälschungen, ebenso die meisten Chroniken italienischer Städte.

Seltener tritt eigentliche Freude am Betrug, dämonische Lust am Irreleiten der Wissenschaft, raffinirte Bosheit als Veranlassung zu Tage, wie bei Anaximenes von Lampsakos, der unter dem Namen seines Feindes Theopomp eine Schrift Tripolitikos verfaßte voller Schmähungen gegen Athen, Sparta und Theben, um den Theopomp in ganz Griechenland zu diskreditiren. Dies gelang ihm so gut, daß alle Versuche Theopomps, das Publikum über den wahren Sachverhalt aufzuklären, vergeblich waren, da sein Stil so vortrefflich nachgebildet war.

Weit häufiger ist die Sucht, sich durch unerwartete

Entdeckungen berühmt zu machen, oder das Bestreben, den eigenen in der Wissenschaft vertretenen Ansichten dadurch einen bedeutsamen Hintergrund zu verschaffen. Dahin gehören auch die gefälschten Citate, die ein Autor, nur um sich als besonders gelehrt hinzustellen, aus angeblichen Schriftstellern beizieht, die in Wirklichkeit gar nicht existirt haben. Solches ist in alter und neuer Zeit vorgekommen. In der gedruckten Metrik des Drakon (erstes Jahrhundert n. Chr.) finden sich nach der Ausgabe des Laskaris viele Citate aus den orphischen Argonautika, daher man für diese ein höheres Alter annahm, bis Gottfried Hermann zeigte, daß sich jene Citate in keiner Handschrift befanden, sondern sämtlich von Laskaris eingeschmuggelt waren. Der 1830 gestorbene Professor der Philologie Chr. Wilh. Ahlwardt in Greifswald berief sich bei seiner Kritik des Pindar auf eine Kollation einer neapolitanischen Handschrift, die gar nicht vorhanden ist, wie Böckh nachgewiesen hat. So will auch Simon Vosius von Ciceros Briefen an Attikus zwei Handschriften besessen haben, aus denen er Lesarten mittheilt: dieselben sind aber erdichtet. Selbst die Gottheit wurde in Mitleidenschaft gezogen: um zu beweisen, daß die Weisheit der Griechen aus der Bibel stamme, haben Juden und Christen in majorem Dei gloriam drauf los gefälscht. Manchmal kann man umgekehrt dieses Vorgehen sogar als Pietät, Verzichtleisten auf eigenen Ruhm bezeichnen: man denke an die Rolle, welche Plato den Sokrates in seinen sämtlichen Werken spielen läßt.

Diese Beweggründe genügen vollauf, um das Vorkommen so vieler Fälschungen zu erklären, und wo sie sämtlich fehlen sollten, tritt die dem Menschen innewohnende Freude am Uebertreiben in die Lücke. „Es ist ein eigenthümlicher Zug in der menschlichen Natur," sagt Zeller, „daß ihr das Große, was uns im Leben entgegentritt, so, wie es in der Wirklichkeit ist, nur selten genügt: je bedeutender vielmehr der Eindruck ist, den eine

Perſon oder ein Ereigniß zurückläßt, um ſo ſtärker iſt auch bei den Meiſten die Neigung, ihr geſchichtliches Bild mit freien Zuthaten zu bereichern, es zu idealiſiren, es nach dogmatiſchen Vorausſetzungen oder praktiſchen Intereſſen umzugeſtalten, es mit dem Glanze des Wunderbaren zu umgeben." Dazu geſellt ſich endlich noch der Nachahmungs- und Geſtaltungstrieb des Menſchen, demzufolge die Herausgeber eines fremden Produktes dieſes nur zu leicht in der Form wiedergeben, in welcher ſie es ſelbſt geſchaffen haben würden. Dieſer Vorwurf trifft vor allem die editiones principes. Um nur ein, aber ein draſtiſches Beiſpiel anzuführen, ſo bietet die erſte Ausgabe des Heſychius, welche Muſurus beſorgte, einen ganz anderen Text, als die Handſchriften dieſes Autors.

Es zeigt ſich darin die nämliche Geringſchätzung des Autorrechtes, wie in der ſchrankenloſen Ausnutzung fremder Gedanken, welche in den früheren Zeiten bei ihren mangelhaften Vorſtellungen vom Weſen des geiſtigen Eigenthums gäng und gäbe iſt. Damit hängt die Thatſache zuſammen, daß auf dem Gebiet der litterariſchen Kritik das Alterthum überhaupt nur Unbedeutendes geleiſtet hat: dieſe Gleichgültigkeit gegenüber Fragen der höheren Kritik hat nicht wenig dem Umſichgreifen jener eigenen pſeudoepigraphen Litteratur, unter der wir heute noch zu leiden haben, Vorſchub geleiſtet.

Wenn auch bei jeder Fälſchung die Wirkungen gleich verderblich auftreten können, ſo iſt doch nicht eine jede der anderen gleich zu achten, namentlich in moraliſcher Hinſicht nicht: wir unterſcheiden da des Beſtimmteſten zwiſchen abſichtlicher und unfreiwilliger Fälſchung, welch letztere unter Umſtänden auch den Charakter einer bloßen Spielerei annehmen kann. Dieſe iſt meiſt leichter zu erkennen und aufzudecken, als jene, weil nicht mit ſoviel Vorſicht, Gelehrſamkeit und Scharfſinn ins

Werk gesetzt. Es ist das eigentlich auch gar nicht Fälschung zu nennen, sondern einfach Unechtheit. Es wird da oft einer ursprünglich zu einem ganz anderen Zweck unternommenen Handlung, resp. einem in anderer Absicht angefertigten Gegenstand oder verfaßten Schriftstück eine davon verschiedene Tendenz unterlegt. Da liegt der Fehler nicht auf seiten des Anfertigers, sondern vielmehr auf seiten Dessen, der einen falschen Gebrauch davon gemacht hat. Im Jahre 1787 gab Niklaus Heerkens in Utrecht unter dem Namen des Varius, des unglücklichen Busenfreundes des Vergilius und Horaz, eine in einem deutschen Kloster gefundene Tragödie, betitelt Tereus, heraus: die Sache mußte um so größeres Aufsehen erregen, als Varius zu den talentvollsten Geistern der augusteischen Periode gehörte und dies die erste vollständig erhaltene Tragödie der älteren römischen Litteratur gewesen wäre. Doch war dieses Drama, welches Heerkens handschriftlich vorgefunden, bereits zweihundert Jahre vorher (1558) in Venedig gedruckt gewesen, nur mit dem von der Gemahlin des Tereus bezogenen Titel Progne, und, was die Hauptsache ist, man kannte auch den Verfasser ganz genau, einen Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, genannt Gregorius Corrarius, der einst den Unterricht des Vittorino da Feltre genossen. Dies alles wurde von Morelli in einem Brief an Villoison aufgedeckt. Hier lag also bei dem Verfasser selbst keine böswillige Absicht vor, sondern lediglich das aus der Freude an der Antike entsprungene, durchaus anerkennenswerthe Streben, das Alterthum auf dem Weg der Nachahmung zu reproduziren. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß von den vielfachen in antikes Gewand gekleideten Litteraturerscheinungen der Humanistenzeit von Petrarka an bis zu den zahlreichen Ergänzungen der lateinischen Anthologie ein gut Theil nur in diesem Sinne zu erklären ist.

Bekanntlich hat Joseph Justus Scaliger durch ein gelehrtes,

in griechischer Sprache abgefaßte Partie römischer Geschichte als angebliche Ergänzung des nur zur Hälfte erhaltenen Dionysios von Halikarnaß herausgegeben; aber sofort von mehreren Seiten widerlegt, mußte er selber seine Vermuthung widerrufen.

Bekanntlich hat Justin in seinem Geschichtswerk den Trogus Pompejus excerpirt, weshalb die meisten späteren Schriftsteller, wenn sie den Justin benutzen, ihn unter dem Namen des Trogus citiren. Dies wußte Bielowski nicht, als er im Jahre 1853 aus polnischen Chroniken angebliche Fragmente des Trogus veröffentlichte: es waren lediglich Justinstellen, wie von Gutschmied nachgewiesen wurde.

Aber es kommt auch vor, daß etwas als Fälschung bezeichnet wird, was durchweg echt ist. Man begreift, daß die vielen Täuschungen, welche der Wissenschaft schon bereitet worden sind, an Stelle enthusiastischer Vertrauensseligkeit mitunter eine allzu scharf zugespitzte Zweifelsucht haben treten lassen, welche eben auch an unverdienter Stelle ihre Opfer gefordert hat. Das berühmte Marmor Parium oder Arundelianum, eine große, im Jahre 1627 auf Paros gefundene Inschrift, welche eine Chronik der griechischen Geschichte vom Jahre 895 bis 354 v. Chr. enthält, war vor hundert Jahren von Robertson scharf, aber ohne Erfolg angegriffen worden: heutzutage zweifelt kein Mensch mehr an der Echtheit. Dionysius Lambinus, welcher im Jahre 1576 den Plautus herausgab, wurde früher als Fälscher angesehen, weil er in alten Handschriften des Plautus Verse gefunden haben will, von denen die erhaltenen ältesten Codices, die des Camerarius, nichts wissen, bis Ritschl, der erste Plautuskenner unseres Jahrhunderts, nachwies, daß er wirklich alte, vielfach bessere, aber seither verschollene Handschriften besessen haben muß. Fr. Aug. Wolf fand in einem Berliner Manuskript einen Brief Ciceros, der in den Drucken nicht stand; daher

Manchmal aber findet eine Ergänzung da ſtatt, wo gar keine Lücke vorliegt. Man weiß, wie unſere alten Handſchriften mit Rand- oder Interlinearbemerkungen angefüllt ſind. Dieſe, welche nichts weiter beabſichtigen, als durch Umſchreibungen der im Text entwickelten Gedanken dem Leſer deſſen Verſtändniß zu erleichtern, werden vom Abſchreiber, der darin einſt aus Verſehen ausgelaſſene und nachträglich dem Rand beigefügte Beſtandtheile des Textes ſelber erblickt, in guten Treuen dieſem einverleibt. Ein auffallendes Beiſpiel für dieſen Vorgang bietet die Ueberſchrift einer Berner Handſchrift des Grammatikers Conſentius, welche ſonſt lautet: INCIPIT ARS CONSENTI I. V. C. (= viri clarissimi) DE DVABVS PARTIBVS ORATIONIS, hier aber: INCIPIT ARS CONSENTII UIRI CLARI V. C. QVINTI CONSULIS QVINQ. CIUITATŪ DE DVABVS etc., d. h. zur Erklärung der Abkürzung V. C. waren verſchiedene Verſuche beigeſchrieben worden, welche der Abſchreiber ſämtlich nebeneinander in den Text aufgenommen hat.

Derlei Einſchiebſel, Gloſſeme genannt, verrathen ſich meiſt durch Verſchiedenheit der Sprache und Mangel an logiſcher Verbindung, ſo daß ſie leicht zu beſeitigen ſind. Gefährlicher wird die Sache, wenn dieſe Zuſätze beabſichtigt ſind, da dann die genannten ſprachlichen und logiſchen Differenzen ſorgſam vermieden werden, ſo daß oft nur der Zufall, z. B. die Auffindung einer neuen Handſchrift, den Betrug aufzudecken imſtande iſt.

Dann iſt von einer Fälſchung noch zu unterſcheiden die falſche Vermuthung, ſobald man aus dem Alterthum ſtammende, aber namenlos überlieferte Stücke einem beſtimmten Autor zuſchreibt, der es in Wirklichkeit nicht ſein kann. So war ein in einer Berliner Handſchrift gefundenes Fragment aus dem zweiten Buch der Hiſtorien des Salluſt vom erſten Herausgeber, Pertz, fälſchlich als ein Stück des Livius erklärt worden. Aehnlich hatte im Jahre 1816 der gelehrte Kardinal Angelo Mai eine

genommen werden, bis das Gegentheil bewiesen ist," wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß jedes Werk die unwiderleglichsten Beweise der Echtheit an sich tragen muß, ehe es als echt anerkannt werden kann.

Wir haben gesehen, welch ungeheure Aufgabe der litterarischen Kritik zugefallen ist, aber auch, daß sie dieselbe treulich und sorgfältig zu lösen bemüht ist. Freilich, keine Eiche fällt auf den ersten Schlag. Der Satz: dies diem docet hat, wie auf allen Gebieten, so besonders in der Wissenschaft seine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Aber ein herrlicher Lohn bleibt nicht aus: der Forscher gewinnt aus dem Studium der Geschichte des Wissens die sichere Ueberzeugung, daß die wahre Wissenschaft auf die Länge nichts Halbes, Unfertiges, Voreiliges oder Parteiisches gelten läßt, sondern nur der reinen im Aether thronenden Wahrheit zustrebt, die der Mensch schließlich doch erobern muß.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg
(534)

Stanford University Libraries
3 6105 012 274 465

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-9201
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28D MAY 28 1999

28D JUL 05 1996

JUL 01 2002